image
not
available

Lieder- und Balladenbuch

amerikanischer und englischer Dichter

der Gegenwart.

Lieder- und Balladenbuch

amerikanischer und englischer Dichter

der Gegenwart.

In den Versmaßen der Originale übersetzt und von
Lebensskizzen der Verfasser begleitet;

mit einem Zueignungsbriefe an Ferd. Freiligrath,

von

Adolf Strodtmann.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Inhalt.

(Die Übertragungen von älterem Datum sind mit einem * bezeichnet.)

Seite

Caroline M. Sawyer.

Grace Greenwood.

Elizabeth Oakes-Smith.

Frances Sargent Osgood.

Zweites Buch. — England.

Lady Anne Barnard.

Caroline Elizabeth Sara Norton.

Mrs. Blackwood.

George Gordon, Lord Byron.

Seite

Percy Bysshe Shelley.

Alfred Tennyson.

Charles Mackay.

William Makepeace Thackeray.

Barry Cornwall.

Zueignungsbrief

an

Ferdinand Freiligrath.

Ihnen, lieber Freiligrath! widme ich diesen Blüthenstrauß englischer und amerikanischer Lieder. Mögen die fremden Blumen, die ich in den Garten deutscher Dichtung zu verpflanzen gesucht, in meiner Hand nicht allzu Viel von dem Duft und Glanz ihrer Heimat eingebüßt haben! Mögen sie nicht gar zu farblosen Blätterleichen eines Herbariums eingeschrumpft und verdorrt sein! ...

Nicht ohne Zagen überreiche ich Ihnen, dem Meister deutscher Übersetzungskunst, dies bescheidene Buch. Habe ich den Ansprüchen genügt, welche die Kritik, nach einem so leuchtenden Vorbilde wie Ihren Umdichtungen englischer Lieder, an den Translator der Gegenwart stellen darf? Nicht die philologische Treue

im alten Sinne macht heut zu Tage den Werth der Übersetzung aus; nein, die Jetztzeit fordert mit Recht, dass das übertragene Werk, ohne auf eine wesentliche Schönheit und Eigenthümlichkeit des Gedankens wie der Form zu verzichten, sich zugleich innerhalb der auferlegten Fessel mit aller Freiheit und Anmuth der Muttersprache bewege, — dass das nachgeformte Gedicht, so zu sagen, in einem Athem eine fremdländische und eine deutsche Originalschöpfung sei. Hier ist noch mancher Lorber zu erringen; aber die Hand, die nach dem Kranze greift, hüte sich wohl vor den Dornen am Wege! Wie kein Volk der Erde, außer dem unsrigen, sich ganz in den Geist und das Wesen fremder Nationen zu versenken und einzuleben vermag, so hat auch unsre Sprache vor allen übrigen die Fähigkeit, sich im ausländischen Gewande heimisch zu fühlen, ja dasselbe fast mit so viel Würde und Zierlichkeit, wie das bequeme Hauskleid, zu tragen. Aber von ihr auch gilt der Spruch: Wem Viel gegeben ist, von Dem wird Viel gefordert, — und giebt es nicht allezeit der linkischen Gesellen genug, die in der fremden Tracht so ungraciös einherschreiten, als müssten sie, in spanische Stiefel eingeschnürt, einen Eiertanz exekutieren, statt mit freudigem Sinn und aus freier Liebe eine künstlerische That zu vollbringen! — Es sei fern von mir, zu wähnen, dass ich alle oder selbst nur die gefährlichsten Klippen umschifft hätte, an denen mehr als ein Uebersetzer ausländischer

Dichtungen gescheitert. Nachgerungen, ernst und würdig nachgerungen hab' ich dem großen Ziel: — Sie, lieber Freiligrath, mögen entscheiden, wie nahe ich ihm hie und da gekommen, oder, ach! wie fern ich ihm öfter geblieben bin.

Die vorliegende Sammlung ist ein Werk mancher Jahre. Einige Übertragungen (— welche, dürften Sie auch ohne den beigefügten Stern leicht errathen —) stammen aus früherer Zeit und haben nur Aufnahme gefunden, weil der innere Werth und Gehalt die äußeren Mängel meiner Arbeit dem Leser einigermaßen zu verdecken schien. Freilich wird die Ungleichheit der Behandlung hier einem geübten Ohr nicht entgehen; so habe ich beispielsweise das Wort „Musik“ in den älteren Nachbildungen als Jambus, in den neueren stets als Trochäus gebraucht. — Leicht werden Sie erkennen, daß mich bei Auswahl der Gedichte kein andres Princip, als das der Schönheit, geleitet. Nicht im mindesten habe ich daran gedacht, eine vollständige Sammlung Dessen liefern zu wollen, was die moderne poetische Literatur des angelsächsischen Stammes an werthvollen oder interessanten Erzeugnissen darbieten mag. Ich übertrug, was mir bei zufälliger Lektüre als bedeutend und charakteristisch erschien, — oft auch, was mich durch besondere Originalität der Form reizte, meine Kraft an dem spröden Stoff unsrer Sprache zu erproben. Mit Vorliebe habe ich sangbare kleine

Lieder und kürzere Balladen ausgewählt, an denen die englische Literatur nicht eben reich ist. Nur ein einziges Mal, bei dem Gedichte von Thackeray, erlaubte ich mir, die Form (und zum Theil auch den Inhalt) wesentlich zu ändern, um durch Vertauschung des im deutschen Gewande allzu schleppenden Versmaßes die launige Wirkung der Fabel zu retten. Bei der metrischen Treue, deren ich mich überall befleißigt, wird der Einfluss deutscher Vorbilder, namentlich Heine'scher Lieder, auf manche der jüngern amerikanischen Dichter — ich nenne nur Stoddard — deutlich erkennbar geblieben sein.

Außer den meisten Poesien von Tennyson (das Idyll, wie ich zu spät erfuhr, haben Sie selbst übersetzt!), sind von sämmtlichen Beiträgen des vorliegenden Bandes, soweit mir bekannt, bisher nur die vier Gedichte von Byron und Shelley anderweitig verdeutscht worden. Dem „Raben" habe ich den Originaltext beigefügt, weil ich nur zu wohl empfinde, wie wenig auch die sorgfältigste Übertragung alle charakteristischen Vorzüge dieses berühmten Meisterwerks amerikanischer Dichtung nachzuahmen vermag. Wie matt und stumpf erscheint nicht schon der deutsche Refrain im Vergleich zu dem tief- und und volltönenden „Nevermore", und wie manches kräftige Beiwort, wie manche bezeichnende Alliteration habe ich aufopfern müssen, um eine Nachbildung des Gedichts überhaupt

zu ermöglichen! Tycho Mommsen, der feine Kenner der deutschen Uebersetzungskunst, hat gewiss völlig Recht, wenn er bei der lautlich gedrängten und knappen Form der englischen Sprache eine wortgetreue Verdeutschung in den meisten Fällen für unausführbar hält, und daher ein Aufgeben der minder wichtigen Ausdrücke für statthaft und nothwendig erklärt.

Brauche ich noch zu sagen, wesshalb ich vor Allen gerade Ihnen, lieber Freiligrath, diese Sammlung als ein Zeichen der Hochachtung und Freundschaft darbringe? Unsre Zeitgenossen haben Andres zu thun, als sich viel um die stillen Bestrebungen auf dem Felde der Kunst zu bekümmern. Sie verfolgen — wohl ihnen! — politische und sociale Zwecke, die, wir hoffen es, zum Heil und Segen des Vaterlandes gereichen, und wir wollen sie darob gewiss nicht schelten! Ich zähle also für dies Buch auf keine sehr ermuthigende Aufnahme; — unter den Wenigen aber, die ich mir als Leser gewünscht, ragt vor allen Ihr Name hervor. Ist meine Arbeit Ihrer Zustimmung werth, so darf ich wohl hoffen, dass sie auch von manchem andern Kunstrichter der Heimat mit freundlicher Theilnahme begrüßt wird.

Ihr herzlich ergebener

A. Strodtmann.

Hamburg, den 1. März 1862.

Erstes Buch.

Amerika.

Erste Abtheilung.

Dichter.

James Russell Lowell.

Am 22. Februar 1819 in Boston geboren, im Jahre 1838 zum Doktor promoviert, und seit 1855 Professor der neueren Sprachen am Harvard College zu Cambridge, veröffentlichte er eine sorgfältige Auswahl seiner Gedichte in zwei Bänden, welche zahlreiche Auflagen erlebte. An Gedankenfülle und klassischer Schönheit der Form behaupten seine Poesien vielleicht den ersten Rang unter den amerikanischen Dichtungen der Gegenwart.

Der Dichter.

Ode.

1.

In lang verklungner Zeit, am Menschheitsmorgen,
War noch das Lied des Dichters wahr und rein;
Er schaute das Geheimnis, tief verborgen
Unter des Alltagslebens trübem Schein.
Nichts galt ihm flücht'ge Zeit und eitle Zierde,
Des Ew'gen Richtmaß lenkte sein Geschick;
Und nicht mit Leidenschaft und Ruhmbegierde,
Nein, ruhig schaut' er drein mit Götterblick.

Er seufzte nicht an todter Helden Bahren,
  Am Sarg der „goldnen Zeit" von Schmerz verzehrt,
Und hielt, die Charon übern Styx gefahren,
  Alleinzig nicht der Liedesfeier werth.
Er traute der Verheißung ja von morgen,
  Und fühlte den erhabnen Sinn des Heut;
Sein war ein tiefrer Glaub' an heil'ge Sorgen,
  Als den ein Scheinverlust der Welt zerstreut.
Pflicht war's ihm, aller Dinge Geist zu kennen,
  Die ganze Welt für ihn im Sang erscholl;
Und wiederstrahlt' aus seiner Augen Brennen
  Des Weltalls Seele groß und schönheitsvoll.
Er sah, was in und außer ihm sich regte,
  Der Zeit rastlose Fluthen schaut' er fliehn,
Und Ruhm und Größe rings sein Herz bewegte,
  Und weckte zu Prophetenworten ihn.
Furchtloser war, denn Alle, er und freier,
  Und Jubelruf dem Hörerkreis entbrach:
„Den heil'gen Seher schaut, den Prophezeier,
  Der mit dem ungesehnen Gotte sprach!"
Er zog mit opferfreudigem Umarmen
  Das ganze Leid der Menschheit an sein Herz,
Und diesem Keim entwuchs mit Riesenarmen
  Der Weisheit Baum beschirmend himmelwärts.
Die wunderbaren Stimmen konnt' er deuten,
  Die oft der friedlich stillen Seele nahn;
Er wusste, dass sich Gottes Augen freuten
  Am Mückentanz wie an der Sterne Bahn.

Voll milder Demuth waren seine Züge,
Doch majestätisch zog sein Lied dahin,
Wenn er voraussah, wie das Werk der Lüge
Zerschellen müsst' am freien Mannessinn.
Und wenn von all der Lieblichkeit der Erde,
Von Himmelslust ihm schier das Herz zersprang,
Dann strömte, Gott an jedem niedern Herde
Lebendig weisend, machtvoll sein Gesang.
Gerüstet stets, mit ernstem Muth zu künden:
Die Wahrheit des Gedankens sei die That,
Schuf er den Anker in des Zweifels Schlünden
Der Welt mit starkem Arm und sicherm Rath.
So gab er seinen Theil am All, dem hehren,
Auch dem Geringsten, der nach Freude ruft;
Und Alle zollten ihm des Schöpfers Ehren,
Und bauten Tempel ihm auf seiner Gruft.
Unsterblich schwebt noch heut, was er gesungen,
Hin durch den großen Seelenocean
Der Menschheit, ungetrübt und unverklungen,
Ein Stern dem Wandrer auf der nächt'gen Bahn.

2.

Jetzt ist der Dichter nur ein leerer Reimer,
Der, müßig hingestreckt im Sommergras,
Sein Liedchen fügt, ein schlauer Verseleimer,
Den Launen jedes Horchenden zupaß.
Nicht seins das Lied, das in geweihten Fluthen
Gleich der Gestirne ew'ger Musik schwellt,

Das den Tyrannen peitscht mit Zornesruthen,
Den Niedern hebt, und Kerker licht erhellt.
Nicht Schöpfer mehr — Zerstörer sollt' er heißen,
Denn Der zerstört, der nicht, die ihm beschert,
Die Kraft entfaltet: Jeglichem zu weisen
Des Leibes Unwerth und des Geistes Werth.
Erwache, großer Geist vergangner Zeiten!
Von deiner Harfe reiß das Nebeltuch,
Und wieder leih die Schwingen du, die breiten,
Der Menschenseele zu erhabnem Flug!
O prophezei nicht mehr den Glanz von morgen,
Die Wahrheit kühn zu fodern, zaudre nicht;
Auf ihren Altar lege Wünsch' und Sorgen,
Der Jugend Hoffnung, Gluth und Zuversicht!
O prophezei nicht mehr des Schöpfers Kommen,
Sag nicht, du hörtest seinen Schritt von fern,
Als hättest du's wie Flügelschlag vernommen,
Unheimlich rauschend auf entlegnem Stern.
Sei länger nicht Prophet — o sei der Dichter!
Dies Sehnen ward dir nur, daß du dereinst,
Wenn aller Schönheit Meister du und Richter,
Die höchste Schönheit in dir selbst vereinst.
O du, verzehrt von stürmischem Verlangen,
Dem eine dunkle Geisterstimme rief,
Deß Seele voll von ungestümem Bangen,
Von Lieb' und Furcht, von Zweifeln, hehr und tief,
Du mit der nervigen Hand und straffen Sehnen
Und mit der Seele, freiheitsdurstgenährt,

In der sich kühne Heldengeister dehnen
Und noch der alte Drang nach Freiheit gährt:
Wach auf! befrei dein Herz in Musikbächen,
Das Meer entfessle, daß es stürmisch rollt!
Laß deine Hoffnung, Furcht und Liebe sprechen,
Und künde deiner Zeit, was sie gewollt!
Wo nur die Brüder noch im Kampf sich tödten,
Wo nur ein Unrecht dräut die Welt entlang,
Sind Märtyrer, Apostel noch vonnöthen,
Ist Stoff noch zu unsterblichem Gesang.
Von Jahr zu Jahr erkennt des Geistes Streben
Ein höhres Ziel und schaut mit hellerm Blick,
Und was die große Vorwelt dir gegeben,
Erbst du, erkiest zu freierem Geschick.
So throne du, wo hoch in Sonnenhelle
Die stillen Firnen dein Parnaß erhebt;
Ström aus dein Lied gleich einer frischen Quelle,
Draus Jeder trinkt und Jeden Ruh' umschwebt.
O sing! und Erd' und Himmel sollen schweigen —
Kein Ton, der rings das heil'ge Graun durchdringt!
Denn lauschend selbst die Engel froh sich neigen,
Wenn Engeln gleich ein sterblich Wesen singt.

3.

Ich schau umher im Rund der armen Erde
Nach Einem, den des Schöpfers Name ehrt,
Und der des mächt'gen Redens Stimme werde,
Die jegliches Jahrhundert heiß begehrt.

Ach, Sitt' und Reichthum unsre Sänger bannen!
Wer Zunge sein will diesem weiten Land,
Muss ehrne Saiten auf die Harfe spannen,
Muss schlagen sie mit arbeitsbrauner Hand, —
Ein Mann, mit der Natur geheimstem Weben
Vertraut, der Weisheit lernt' aus ihrem Buch;
Dess Seel' in Eins verschwamm mit ihrem Leben,
Dess Antlitz aufweist aller Schönheit Zug;
Der nicht den Leib entehrt, den Geist beflecket,
Der wie der scharfe Westwind kühn und frei;
Den nimmerdar der Formen Mühsal schrecket,
Dem nur Gesetz des Höchsten Wille sei;
Dess Auge gleich dem Früh- und Abendrothe
Lieblichen Anblick beut zu jeder Stund';
Der Gottes Meer nicht misst mit ird'schem Lothe,
Und schnöden Staub nur findet auf dem Grund;
Der, unbeirrt vom Wahn der niedern Menge,
Dem einen sichern Wind der Höhe traut,
Und unterm trübsten Antlitz im Gedränge
Den Tempel noch von Lieb' und Andacht schaut;
Der alle Stern' im glänzenden Gewimmel
Den festen Pol des Alls umkreisen sieht,
Allwo die Seele wie ein heitrer Himmel
Den wunderbaren Ring des Seins umzieht;
Der fühlt, dass Gott und Himmel Jedem näher,
In dessen Brust die Nächstenliebe schlägt;
Den nicht der eignen Seele Freiheit eher,
Als die der Brüderschar, zum Kampf bewegt;

Der um so treuer für das Recht entbrennet,
Weil er das Unrecht sanft zu dulden weiß;
Der im Verbrecher noch den Bruder kennet,
Und dessen Lied vom Blut der Liebe heiß —
Dies, Dies ist er, den rings die Völker heischen,
Zu singen ihrer Herzen mächt'gen Drang!
Zu lang begnügten sie sich mit dem Kreischen
Verstimmten Rohrs, und nannten es Gesang.
Ihm soll die Menschenseele lächelnd lauschen,
Von ihrer Dornenkrone Last befreit,
Und Aug' um Auge sollen wieder tauschen
Den freudetrunknen Blick der Seligkeit.
Sein Lied, es wandle mit erhabnem Gange,
Von einer stolzen Melodie durchbebt,
Gelernt vom Himmel, Sturm und Wogendrange
Und allem Großen, Schönen, was da lebt.
Erwache denn, zu unserm Heil erlesen,
Laſs fühlen uns der Seele Herrlichkeit —
Allzu unendlich ist ja unser Wesen,
Sich zu bescheiden mit dem Lug der Zeit.
Heb an! und sieh — im All, dem klängevollen,
Ein staunend Schweigen, das zu athmen scheut,
Wie wenn ein Donnerschlag mit lautem Grollen
Des Himmelszeltes heitres Blau zerstreut.

Edgar Allan Poe.

Geb. 1811 zu Baltimore, führte dieser originelle Geist ein unstetes und regelloses Schriftstellerleben, und starb 1849 in seiner Geburtsstadt. Eine wohlgeordnete Ausgabe seiner Werke wurde nach seinem Tode durch R. W. Griswold veranstaltet. Seine mysteriösen Erzählungen erinnern häufig an E. T. A. Hoffmann's Manier — jedoch mit dem Unterschiede, daß Poe seine geheimnisvollen Wunder in der Regel am Schluß mit nüchternem Verstande erklärt. Unter seinen nicht eben zahlreichen Gedichten gehören manche zu den kostbarsten Perlen der englischen Literatur. Die rückerschaffende Analyse des „Raben" ist vielleicht der interessanteste Aufschluß, den uns je ein Schriftsteller über das Geheimnis eines bewussten dichterischen Schaffens gewährt hat.

Der Rabe.

Einst zur Nachtzeit, trüb und schaurig, als ich schmerzensmüd und traurig
Saß und brütend sann ob mancher seltsam halbvergessnen Lehr', —
Als ich fast in Schlaf gefallen, hörte plötzlich ich erschallen
An der Thür ein leises Hallen, gleich als ob's ein Klopfen wär'.
„'S ist ein Wandrer wohl," so sprach ich, „der verirrt von ungefähr, —
Ein Verirrter, sonst Nichts mehr."

The Raven.

Once upon a midnight dreary, while I pondered, weak and weary,
Over many a quaint and curious volume of forgotten lore —
While I nodded, nearly napping, suddenly there came a tapping,
As of some one gently rapping, rapping at my chamber door.
"'Tis some visiter," I muttered, "tapping at my chamber door —
Only this and nothing more."

In der rauhsten Zeit des Jahres, im Decembermonat
war es,
Flackernd warf ein wunderbares Licht das Feuer
rings umher.
Heiß ersehnte ich den Morgen; — aus den Büchern,
ach! zu borgen
War kein Trost für meine Sorgen um die Maid,
geliebt so sehr,
Um die Maid, die jetzt Lenore wird genannt im
Engelsheer —
Hier, ach, nennt kein Wort sie mehr!

Jedes Rascheln, jedes Rauschen in des seidnen Vorhangs Bauschen
Weckt' in mir ein ängstlich Grausen, das ich nie
gefühlt vorher,
Also daß, mein Herzenspochen zu betäuben, ich gesprochen:
„Ei, wer sollte jetzt wohl pochen, wenn es nicht
ein Wandrer wär'? —
Ja, ein Wandrer, der an meiner Thür verirrt von
ungefähr —
Das wird's sein, und sonst Nichts mehr."

Und ermuthigt jetzo stand ich auf, und Kraft und
Ruhe fand ich;
„Um Verzeihung, Herr," so sprach ich, „oder
Dame, oder wer!

Ah, distinctly I remember, it was in the bleak December,
And each separate dying ember wrought its ghost upon the floor.
Eagerly I wished the morrow; — vainly I had sought to borrow
From my books surcease of sorrow — sorrow for the lost Lenore —
For the rare and radiant maiden whom the angels name Lenore —
Nameless here for evermore.

And the silken sad uncertain rustling of each purple curtain
Thrilled me — filled me with fantastic terrors never felt before;
So that now, to still the beating of my heart, I stood repeating
"'Tis some visiter entreating entrance at my chamber door —
Some late visiter entreating entrance at my chamber door;
This it is and nothing more."

Presently my soul grew stronger; hesitating then no longer,
"Sir," said I, "or Madam, truly your forgiveness I implore;

Doch ich war in Schlaf gefallen, und so leise war
das Schallen
Eures Pochens, dass sein Hallen kaum gedrungen
zu mir her." —
Damit stieß ich auf die Thüre: — „Tretet ein,
wer da ist, wer!" —
Dunkel rings, und sonst Nichts mehr.

Ängstlich in das Dunkel starrend blieb ich stehn, ver-
wundert, harrend,
Träume träumend, die kein armer Erdensohn ge-
träumt vorher.
Doch nur von des Herzens Pochen ward die Stille
unterbrochen,
Und als einz'ges Wort gesprochen ward: „Lenore?"
kummerschwer,
Selber sprach ich's, und: „Lenore!" trug das Echo
zu mir her, —
Nur dies Wort, und sonst Nichts mehr.

Und zurückgekehrt ins Zimmer, stürmisch aufgeregt wie
nimmer,
Hört' ich bald ein neues Klopfen, etwas lauter als
vorher.
„Sicher an dem Fensterladen pocht' es — wohl, es
kann nicht schaden,

But the fact is I was napping, and so gently you came rapping,
And so faintly you came tapping, tapping at my chamber door,
That I scarce was sure I heard you" — here I opened wide the door: —
Darkness there and nothing more.

Deep into that darkness peering, long I stood there wondering, fearing,
Doubting, dreaming dreams no mortals ever dared to dream before;
But the silence was unbroken, and the stillness gave no token,
And the only word there spoken was the whispered word, "Lenore?"
This I whispered, and an echo murmured back the word, "Lenore!" —
Merely this and nothing more.

Back into the chamber turning, all my soul within me burning,
Soon again I heard a tapping something louder than before.
"Surely," said I, "surely that is something at my window lattice;

Daſs ich ſuche nach dem Faden, der dies Räthſel
mir erklär', —
Still, mein Herz, ein Weilchen, daſs ich dieſes
Räthſel mir erklär'!
'S iſt der Wind, und ſonſt Nichts mehr!"

Auf riſs ich das Fenſter klirrend — ſiehe, gravitätiſch
ſchwirrend
Schritt ein Rabe, groß und mächtig, in das Zimmer
zu mir her.
Nicht mit einem Gruß bedacht' er mich, kein Dankes-
zeichen macht' er,
Vornehm ſtolz zur Ruhe bracht' er ſein Gefieder,
regenſchwer,
Flog auf eine Pallasbüſte ob der Thüre ſacht und
ſchwer,
Saß dort ſtill, und ſonſt Nichts mehr.

Und der ſchwarze Vogel machte, daſs ich trotz der
Trauer lachte,
So poſſierlich ernſt und finſter ſaß ob meiner
Thüre er.
„Ob dein Kamm auch kahl geſchoren, biſt als Feigling
nicht geboren,
Alter Rabe, der verloren irrt im nächt'gen Schatten-
meer!

Let me see, then, what thereat is and this mystery explore —
Let my heart be still a moment and this mystery explore;
'Tis the wind and nothing more."

Open here I flung the shutter, when, with many a flirt and flutter,
In there stepped a stately Raven of the saintly days of yore.
Not the least obeisance made he; not a minute stopped or stayed he,
But, with mien of lord or lady, perched above my chamber door —
Perched upon a bust of Pallas just above my chamber door —
Perched, and sat, and nothing more.

Then this ebony bird beguiling my sad fancy into smiling,
By the grave and stern decorum of the countenance it wore,
"Though thy crest be shorn and shaven, thou," I said, "art sure no craven,
Ghastly grim and ancient Raven wandering from the Nightly shore —

Sprich, wie bist du denn geheißen im pluton'schen
Schattenmeer?"
Sprach der Rabe: „Nimmermehr."

Und den Unhold mit Erstaunen hört' ich also deutlich
raunen,
Ob die Antwort auch geschienen wenig tief und
inhaltschwer;
Denn wir müssen wohl gestehen, dass es Keinem
noch geschehen,
Einen Vogel je zu sehen, der vor ihm gesessen
wär',
Der auf einer Büste über seiner Thür gesessen
wär',
Mit dem Namen „Nimmermehr."

Doch der Rabe auf der Büste sprach das eine Wort,
als wüsste
Dies er nur, als ob sein ganzes Herz darin er-
gossen wär'.
Nichts, das weiter ihn erregte, keine Feder er be-
wegte,
Bis ich leis die Lippen regte: „Andre Freunde
flohn seither —
Morgen wird auch er entfliehen, wie die Hoffnung
floh seither."
Sprach der Vogel: „Nimmermehr."

Tell me what thy lordly name is on the Night's Plutonian shore!"
Quoth the Raven: "Nevermore."

Much I marvelled this ungainly fowl to hear discourse so plainly,
Though its answer little meaning — little relevancy bore;
For we cannot help agreeing that no living human being
Ever yet was blessed with seeing bird above his chamber door—
Bird or beast upon the sculptured bust above his chamber door,
With such name as "Nevermore."

But the Raven, sitting lonely on that placid bust, spoke only
That one word, as if his soul in that one word he did outpour.
Nothing farther then he uttered; not a feather then he fluttered —
Till I scarcely more than muttered: "Other friends have flown before —
On the morrow *he* will leave me, as my Hopes have flown before."
Then the bird said: "Nevermore."

Als die Stille unterbrochen jenes Wort, so klug gesprochen,
Dacht' ich: Was er sagt, ist sicher seine ganze Mähr' und Lehr',
Die er seinem Herrn, dem armen, abgelauscht, den ohn' Erbarmen
Schlug das Unglück, bis der warmen Hoffnung Stern erlosch im Meer,
Bis von einer Trauerklage alle seine Lieder schwer,
Von der Klage: „Nimmermehr!"

Immer noch der Rabe machte, daß ich trotz der Trübsal lachte;
Einen Sammetsessel endlich rollt' ich näher zu ihm her.
In die Polster mich versenkend, sann ich, Arm in Arm verschränkend,
Träumrisch nach, bei mir bedenkend, was von dieses Vogels Mähr',
Was der Sinn von des gespenstisch finstern Vogels Krächzen wär',
Der da schnarrte: „Nimmermehr."

Also düstern Sinnens pflag ich, doch kein Wort zum Vogel sprach ich,

Startled at the stillness broken by reply so aptly spoken,
"Doubtless," said I, "what it utters is its only stock and store,
Caught from some unhappy master whom unmerciful Disaster
Followed fast and followed faster till his songs one burden bore —
Till the dirges of his Hope that melancholy burden bore
Of 'Never — nevermore.'"

But the Raven still beguiling all my sad soul into smiling,
Straight I wheeled a cushioned seat in front of bird and bust and door;
Then, upon the velvet sinking, I betook myself to linking
Fancy unto fancy, thinking what this ominous bird of yore —
What this grim, ungainly, ghastly, gaunt and ominous bird of yore
Meant in croaking "Nevermore."

This I sat engaged in guessing, but no syllable expressing

Ob sein Feuerauge brennend mir am tiefsten
Herzen zehr'.
Dies und mehr wünscht' ich zu wissen, meine Brust
von Schmerz zerrissen,
Als ich ruht' auf sammtnen Kissen, überstrahlt
vom Lichte hehr,
Ach, auf diesen sammtnen Kissen, überstrahlt vom
Lichte hehr,
Ruhet sie jetzt nimmermehr!

Schwül dann ward und qualmig enge um mich her
die Luft, als schwänge
Unsichtbare Weihrauchfässer, wandelnd leis, ein
Seraphsheer.
„Gott hat Trost für dich erkoren durch die Engel,
lichtgeboren!"
Rief ich, — „o vergiß Lenoren, die dein Herz
geliebt so sehr!
Athme auf, vergiß Lenoren, die geliebt du allzu
sehr!" —
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!"

„Düstrer Bote!" frug voll Zweifel ich, „ob Vogel
oder Teufel, —
Ob dich der Versucher sandte, ob der Sturm dich
jagte her, —

To the fowl whose fiery eyes now burned into my bosom's core;
This and more I sat divining, with my head at ease reclining
On the cushion's velvet lining that the lamp-light gloated o'er,
But whose velvet violet lining with the lamp-light gloating o'er
She shall press, ah, nevermore!

Then, methought, the air grew denser, perfumed from an unseen censer
Swung by Seraphim whose foot-falls tinkled on the tufted floor.
"Wretch," I cried, "thy God hath lent thee — by these angels he hath sent thee
Respite — respite and nepenthe from thy memories of Lenore!
Quaff, oh quaff this kind nepenthe and forget this lost Lenore!"
Quoth the Raven: "Nevermore."

"Prophet!" said I, "thing of evil! — prophet still, if bird or devil! —
Whether Tempter sent, or whether tempest tossed thee here ashore,

Du, der nimmer mich verschonet, der im Unholds-
lande wohnet,
Wo das nächt'ge Grauen thronet, künde mir,
was ich begehr':
Ist kein Balsam denn in Gilead? — künde, was
ich heiß begehr'!"
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!"

„Düstrer Bote!" frug voll Zweifel ich, „ob Vogel
oder Teufel!
Bei dem Himmel droben, bei dem Gott, den ich,
wie du, verehr':
Find' ich, sprich! an Eden's Thoren wieder einst, die
ich verloren,
Jene Maid, die man Lenoren jetzo nennt im En-
gelsheer, —
Die Geweihte, die Lenoren jetzt man nennt im En-
gelsheer? —
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!"

„Vogel oder Teufel, hebe dich hinweg!" so rief ich,
„schwebe
Wieder in den Sturm zurück und in das nächt'ge
Schattenmeer!
Keine Feder laß als Zeichen mir der Lüge sonder
Gleichen!

Desolate yet all undaunted, on this desert land enchanted —
On this home by Horror haunted — tell me truly, I implore —
Is there — *is* there balm in Gilead? — tell me — tell me, I implore!"
Quoth the Raven: "Nevermore."

"Prophet!" said I, "thing of evil — prophet still, if bird or devil!
By that Heaven that bends above us — by that God we both adore —
Tell this soul with sorrow laden if, within the distant Aidenn,
It shall clasp a sainted maiden whom the angels name Lenore —
Clasp a rare and radiant maiden whom the angels name Lenore."
Quoth the Raven: "Nevermore."

"Be that word our sign of parting, bird or fiend!" I shrieked, upstarting —
"Get thee back into the tempest and the Night's Plutonian shore!
Leave no black plume as a token of that lie thy soul hath spoken!

Sollst von meiner Thür entweichen! von der Büste
fort dich scher!
Fort! und reiß aus meinem Herzen deines Schnabels scharfen Speer!" —
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!"

Und der Rabe, schwarz und dunkel, sitzt mit krächzendem Gemunkel
Noch auf meiner Pallasbüste ob der Thür bedeutungsschwer.
Seine Dämonaugen glühen unheilvoll mit wildem Sprühen,
Seiner Flügel Schatten ziehen an dem Boden breit umher;
Und mein Herz wird aus dem Schatten, der mich einhüllt weit umher,
Sich erheben — nimmermehr!

Leave my loneliness unbroken! — quit the bust above my door!
Take thy beak from out my heart, and take thy form from of my door!"
Quoth the Raven: "Nevermore."

And the Raven, never flitting, still is sitting, still is sitting
On the pallid bust of Pallas just above my chamber door;
And his eyes have all the seeming of a demon's that is dreaming,
And the lamp-light o'er him streaming throws his shadow on the floor;
And my soul from out that shadow that lies floating on the floor
Shall be lifted — nevermore!

Die Philosophie dichterischen Schaffens.

(Analyse des „Raben.“)

Charles Dickens sagt in einem mir vorliegenden Billett, anspielend auf eine Analyse, die ich einst von dem Mechanismus seines „Barnaby Rudge“ gab: „Ist Ihnen beiläufig bekannt, dass Godwin seinen „Caleb Williams“ rückwärts schrieb? Er verstrickte zuerst seinen Helden in ein Netz von Schwierigkeiten, die den zweiten Band bilden, und dann erst sah er sich nach einer genügenden Erklärungsweise für das Geschehene um.“

Ich kann mir nicht denken, dass Godwin genau dies Verfahren einschlug (und in der That stimmt auch sein eigenes Bekenntnis über diesen Punkt nicht ganz mit der Ansicht des Herrn Dickens überein); aber der Verfasser von „Caleb Williams“ war ein viel zu kunstverständiger Mann, um nicht den Vortheil einzusehn, der sich aus einem mindestens sehr ähnlichen Verfahren herleiten lässt. Nichts liegt mehr auf der Hand, als dass jede poetische Verwicklung, die ihres Namens würdig ist, bis zu ihrer schließlichen Lösung ausgearbeitet sein muss, bevor man sie zu Papier zu bringen versucht. Nur wenn man den Ausgang beständig im Auge hat, kann man einer Verwicklung den unerläßlichen Stempel der Folgerichtig-

keit und der Begründung ausprägen, indem man alle Vorfälle, und namentlich den Ton des Ganzen, der Entwicklung des dichterischen Planes dienstbar macht.

Es herrscht, wie mir scheint, ein gründlicher Irrthum in der Art, wie man gewöhnlich eine Roman-Erzählung zu Stande bringt. Entweder bietet Einem die Geschichte ein Thema — oder ein Tagesereignis giebt dasselbe an die Hand — oder bestenfalls sucht der Verfasser eine Reihe spannender Vorfälle zu ersinnen, die bloß die Grundlage seiner Erzählung bilden, — wobei er dann in der Regel mit Schilderungen, Gesprächen oder eigener Reflexion die Lücken der wirklichen oder erfundenen Handlung ausfüllt, die sich von Seite zu Seite bemerklich machen.

Ich beginne lieber damit, die Wirkung in Betracht zu ziehn. Indem ich immer die Anforderung der Originalität vor Augen behalte (denn Derjenige betrügt sich selbst, der auf einen so einleuchtenden und so leicht erreichbaren Quell des Interesses verzichten will), frage ich mich zum Ersten: „Welche von den unzähligen Wirkungen oder Eindrücken, für die Herz, Geist oder Seele empfänglich sind, soll ich für den vorliegenden Fall auswählen?“ Nachdem ich mich erstens für eine Novelle, und zweitens für eine recht lebhafte Wirkung entschieden, überlege ich, ob ich letztere besser durch die Handlung oder durch den Ton — ob durch gewöhnliche Handlung und besonderen Ton, oder durch das Umgekehrte, oder durch Eigenthümlichkeit der Handlung wie des Tones — erreichen kann, und blicke dann nach solchen Kombinationen der Handlung oder des Tones umher (oder vielmehr in mich hinein), die am geeignetesten sind, mir die gewünschte Wirkung herbeiführen zu helfen.

Ich habe mir oftmals gedacht, einen wie interessanten Journalaufsatz ein Schriftsteller schreiben könnte, der sich vornähme, — d. h. der es vermöchte, — Schritt vor Schritt die Geistesprocesse zu schildern, durch welche irgend eine seiner

Produktionen ihren höchsten Grad von Vollendung erreichte. Weshalb die Welt nie einen solchen Aufsatz zu Gesichte bekam, wüsste ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen; vielleicht war indess die schriftstellerische Eitelkeit mehr als irgend ein anderer Grund bei dieser Unterlassung im Spiele. Die meisten Schriftsteller — besonders die Dichter — suchen uns lieber einzureden, dass sie durch eine Art edlen Wahnsinns — eine intuitive Verzückung — ihre Werke erschaffen, und sie würden ganz gewiss davor schaudern, das Publikum einen Blick hinter die Koulissen thun zu lassen, einen Blick auf den unreifen Zustand der mühevoll ausgearbeiteten, hin und her schweifenden Gedanken, — auf den Umstand, dass die wahre Absicht ihnen erst im letzten Augenblicke deutlich ward, — auf die zahllosen Gedankenblitze, die nicht zu vollständiger Reife und Klarheit gelangten, — auf die völlig gereiften Einfälle, die man verzweiflungsvoll als unbrauchbar fahren liess, — auf die sorgsame Auswahl oder Verwerfung, — auf die Noth des Ausfeilens und der Einschiebung mancher Stellen, — mit einem Wort, auf die Trieb- und Schwungräder, — die Maschinerie des Scenenwechsels, — die Leitersprossen und Dämonsversenkungen, die Hahnenfedern, die rothe Schminke und die schwarzen Pflästerchen, welche in neunundneunzig unter hundert Fällen die Requisiten des literarischen Schauspielers sind.

Ich bin mir andrerseits wohl bewusst, dass der Fall durchaus nicht gewöhnlich ist, in welchem ein Schriftsteller sich überhaupt im Stande sieht, die Stufen, auf denen er zu seinen Resultaten gelangt ist, noch einmal zurückzuwandeln. In der Regel werden die bunt durch einander auftauchenden Gedanken in ähnlich ungeordneter Weise verfolgt und wieder vergessen.

Mir für meine Person verursacht es weder eine Abneigung der angedeuteten Art, noch die geringste Schwierigkeit, mir das stufenweise Fortschreiten irgend einer meiner Pro-

duktionen ins Gedächtnis zurückzurufen; und da das Interesse einer Analyse oder Rückerschaffung, wie ich sie als wünschenswerth bezeichnet habe, ganz unabhängig von dem wirklichen oder vermeintlichen Interesse an dem analysierten Gegenstande ist, wird man es mir nicht als unziemlich auslegen, wenn ich den modus operandi schildere, durch welchen dies oder jenes meiner eigenen Werke zu Stande kam. Ich wähle den „Raben“ als die bekannteste meiner Produktionen. Es ist mein Wunsch, dem Leser klar zu machen, dass keine Zeile dieses Gedichtes dem Zufall oder einer Intuition entsprungen ist, dass das Werk Stufe nach Stufe mit der Bestimmtheit und strengen Folgerichtigkeit eines mathematischen Problems seiner Vollendung zuschritt.

Lassen wir, als irrelevant für das Gedicht an sich, den Umstand, oder sagen wir: die Nothwendigkeit, außer Acht, welche zum Ersten die Absicht veranlasste, überhaupt ein Gedicht zu schreiben, das zugleich dem volksthümlichen und dem kritisch gebildeten Geschmack entspräche.

Wir beginnen also mit dieser Absicht.

Zuvörderst kam die Frage der Ausdehnung in Betracht. Ist ein schriftstellerisches Werk zu lang, als dass man es auf einmal zu Ende lesen kann, so müssen wir nothgedrungen auf die sehr erhebliche Wirkung verzichten, welche sich aus der Einheit des Eindrucks herleiten lässt; denn falls man die Lektüre in einer zweiten Sitzung beenden muss, treten die Angelegenheiten der Welt dazwischen, und jeder Totaleindruck wird von vornherein zerstört. Da jedoch, ceteris paribus, kein Dichter auf irgend Etwas verzichten kann, das seine Absicht zu fördern vermag, so wäre nur noch zu bedenken, ob etwa in der größeren Länge irgend ein Vortheil liegt, welcher den damit verbundenen Verlust der Einheit aufwöge. Hier antworte ich sofort: Nein. Was wir ein langes Gedicht nennen, ist in Wirklichkeit nur eine Reihenfolge mehrerer

kurzen, — d. h. mehrerer kurzen poetischen Wirkungen. Es ist unnöthig nachzuweisen, daß ein Gedicht nur insofern ein solches ist, als es, die Seele erhebend, dieselbe intensiv erregt; und alle intensiven Erregungen sind einer physischen Nothwendigkeit zufolge von kurzer Dauer. Aus diesem Grunde ist mindestens die Hälfte des „Verlorenen Paradieses" ihrem Wesen nach Prosa, — eine Reihenfolge poetischer Erregungen, naturgemäß mit den entsprechenden Abspannungen untermischt, — und dem Ganzen entgeht wegen seiner übergroßen Länge das höchst wichtige Element eines Kunstwerks: der Totaleindruck oder die Einheit der Wirkung.

Es scheint also einleuchtend, daß es für alle literarischen Kunstwerke, was ihre Länge betrifft, eine bestimmte Grenze giebt — die Grenze, ihre Lektüre auf einmal beenden zu können, — und daß man diese Grenze, obschon sie bei gewissen Klassen prosaischer Schöpfungen, wie „Robinson Crusoe," (wo keine Einheit erforderlich ist), ohne Nachtheil überschritten werden mag, bei einem Gedichte füglich nie überschreiten darf. Innerhalb dieser Grenze stehe die Länge eines Gedichts in mathematischem Verhältnis zu seinem Werthe, — mit anderen Worten: zu der Erregung oder Erhebung, — und noch anders ausgedrückt: zu dem Grade echter poetischer Wirkung, den es hervorzubringen im Stande ist; denn es liegt auf der Hand, daß die Kürze in direkter Proportion zu der Intensität der beabsichtigten Wirkung stehen muß, — und zwar mit dem einzigen Vorbehalt, daß ein gewisser Grad von Ausdehnung unbedingt nöthig ist, um überhaupt eine Wirkung hervorzubringen.

Indem ich sowohl diese Erwägungen wie jenen Grad von Erregung im Auge behielt, der mir nicht über dem Niveau des volksthümlichen, aber auch nicht unter dem Niveau des kritisch gebildeten Geschmacks zu liegen schien, fand ich sogleich die, meiner Ansicht nach, geeignete Länge für mein

zu schaffendes Gedicht, — eine Länge von ungefähr hundert Zeilen. In Wirklichkeit misst dasselbe hundert und acht.

Mein nächster Gedanke richtete sich auf die Wahl des Eindrucks oder der Wirkung, die hervorgebracht werden sollte; und hier will ich gleich bemerken, dass ich während der Ausarbeitung des Planes mir stets die Absicht vor Augen hielt, mein Werk allgemeiner Anerkennung würdig zu machen. Es würde mich zu weit von meinem jetzigen Thema ablenken, wollte ich hier einen Satz erörtern, den ich schon oft vertheidigt habe, und den man poetischen Leuten gar nicht erst zu beweisen braucht, — den Satz, meine ich, dass die Schönheit das einzig berechtigte Gebiet der Dichtung ist. Ein paar Worte jedoch zur Erläuterung meiner wahren Ansicht, die einige meiner Freunde arg missdeutet haben. Das zugleich intensivste, erhebendste und reinste Vergnügen entspringt, meine ich, aus der Betrachtung des Schönen. Wenn die Menschen von Schönheit sprechen, so meinen sie in der That nicht, wie man wohl annimmt, eine Eigenschaft, sondern eine Wirkung — sie reden, kurz gesagt, gerade von jener intensiven und reinen Erhebung der Seele (nicht etwa des Geistes oder des Herzens), deren ich erwähnt habe, und die man in Folge der Betrachtung „des Schönen“ erfährt. Nun bezeichne ich lediglich desshalb die Schönheit als das Gebiet der Dichtung, weil es eine einleuchtende Kunstregel ist, dass man Wirkungen aus direkten Ursachen herleiten, — dass man ein Objekt durch die geeignetsten Mittel erreichen soll, — und Niemand war noch so kurzsichtig, zu leugnen, dass die eigenthümliche Erhebung, um die es sich handelt, am leichtesten mittelst der Dichtung zu erreichen sei. Nun lässt sich das Objekt Wahrheit, oder die Befriedigung des Geistes, und das Objekt Leidenschaft, oder die Erregung des Herzens, allerdings bis zu gewissem Grade in der Poesie, aber doch viel leichter in der Prosa erreichen. In der That, die Wahrheit verlangt eine hausbackene Deut-

lichkeit, und die Leidenschaft eine derbe Natürlichkeit (die von echter Leidenschaft Entflammten werden mich verstehen), welche durchaus jener Schönheit widerstreiten, die nach meiner festen Ansicht die Erregung oder angenehme Erhebung der Seele ist. Es folgt durchaus nicht aus irgend einem dieser Sätze, daß die Leidenschaft oder selbst die Wahrheit nicht in ein Gedicht eingeführt, und sogar mit Nutzen eingeführt werden mag — sie können ja zur Verdeutlichung dienen oder, wie Dissonanzen in der Musik, durch den Kontrast die allgemeine Wirkung verstärken — allein der echte Künstler wird immer darauf sinnen, sie erstlich dem vorherrschenden Zweck in genügender Art unterzuordnen, und sie zweitens so viel wie möglich mit jener Schönheit zu umkleiden, welche die Atmosphäre und das Wesen der Dichtung ist.

Indem ich also die Schönheit als mein Gebiet betrachtete, bezog sich meine nächste Frage auf den Ton ihrer edelsten Offenbarung — und alle Erfahrungen haben gelehrt, daß dieser Ton ein Ton der Wehmuth sei. Schönheit jeglicher Art in ihrer höchsten Entwicklung rührt unfehlbar das empfindsame Gemüth bis zu Thränen. Wehmuthvolle Trauer ist folglich der berechtigtste aller poetischen Töne.

Nachdem so die Länge, das Gebiet und der Ton festgestellt waren, schlug ich den Weg der üblichen Schlußfolgerung ein, um irgend eine künstlerische Pikanterie zu finden, die mir als Grundton bei der Konstruktion des Gedichtes dienen, — einen Zapfen, auf dem der ganze Bau sich drehen könne. Sorgfältig alle gewöhnlichen künstlerischen Wirkungen — oder richtiger: Effekte im Bühnensinne — überdenkend, konnte ich nicht umhin, sofort zu bemerken, daß keiner so allgemein angewandt worden wie der Effekt des Refrains. Die Allgemeinheit seiner Anwendung überzeugte mich genügend von seinem erheblichen Werthe und überhob mich der Nothwendigkeit, ihn einer Analyse zu unterwerfen. Ich betrachtete ihn jedoch mit Rücksicht auf seine weitere Ausbildungsfähigkeit,

und sah bald, daß er sich noch in einem unentwickelten Zustand befinde. Wie man sich seiner durchschnittlich bedient, ist der Refrain oder Kehrreim nicht nur auf die lyrische Strophe beschränkt, sondern sein Eindruck beruht auf der Macht der Eintönigkeit, sowohl im Klang wie im Gedanken. Das Behagen entspringt einzig aus dem Gefühl der Gleichförmigkeit, — der Wiederholung. Ich beschloß, die Wirkung zu vermannigfaltigen und dadurch zu erhöhen, indem ich im Allgemeinen der Monotonie des Klanges treu bliebe, während ich die des Gedankens stets variierte, d. h. ich nahm mir vor, beständig neue Wirkungen durch Variation der Anwendung des Refrains hervorzubringen, indem letzterer selbst meist unverändert bliebe.

Als ich hiemit im Reinen war, sann ich zunächst über die Natur meines Refrains nach. Da seine Anwendung oft variiert werden sollte, war es einleuchtend, daß der Refrain selbst kurz sein müsse; denn bei einem längeren Satze wäre die häufige Variation der Anwendung auf eine unüberwindliche Schwierigkeit gestoßen. Die Leichtigkeit der Variierung würde selbstverständlich im Verhältnis zu der Kürze des Satzes stehn. Dies brachte mich sofort auf den Gedanken, daß ein einzelnes Wort der beste Refrain sei.

Jetzt erhob sich die Frage nach dem Charakter des Wortes. Da ich mich für einen Refrain entschieden hatte, folgte daraus natürlich die Eintheilung des Gedichtes in Strophen, wobei der Refrain den Schluß jeder Strophe bilde. Daß solch ein Schluß, um kräftig zu wirken, klangvoll und von anhaltendem Nachdruck sein müsse, lag außer Zweifel; und diese Erwägungen führten mich unvermeidlich auf das lange O als den klangvollsten Vokal, in Verbindung mit R als demjenigen Konsonanten, der sich am gedehntesten aussprechen läßt.

Nachdem der Klang des Refrains solcherart festgestellt, wurde es nöthig, ein Wort zu suchen, das diesen Klang ver-

körpere und gleichzeitig jener wehmuthvollen Trauer möglichst entspräche, die meiner Absicht nach den Ton des Gedichts ausmachen sollte. Bei derartigem Suchen hätte man ganz unmöglich das Wort: „nevermore“ („nimmermehr“) übersehn können. Es war in der That das allererste, welches sich darbot.

Das nächste Erfordernis war ein plausibler Vorwand für den beständigen Gebrauch des einen Wortes „Nimmermehr.“ Indem ich sofort die Schwierigkeit wahrnahm, einen genügend vernünftigen Grund für dessen stete Wiederholung zu ersinnen, konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß diese Schwierigkeit einzig aus der Annahme entsprang, das Wort werde so beständig und monoton von einem menschlichen Wesen gesprochen; — ich konnte, in der Kürze gesagt, nicht umhin, zu bemerken, daß die Schwierigkeit in der Aufgabe liege, diese Monotonie mit dem Gebrauch der Vernunft von Seiten des Geschöpfes, welches das Wort wiederhole, in Einklang zu bringen. Hiedurch ward ich also unmittelbar auf ein nicht mit Vernunft begabtes, der Sprache fähiges Geschöpf hingeführt; und sehr natürlicher Weise fiel mir zuerst ein Papagei ein, der aber sofort wieder durch einen Raben als ein gleichfalls der Sprache fähiges und ungleich mehr dem beabsichtigten Tone entsprechendes Thier verdrängt ward.

Ich war jetzt so weit in meinem Entwurf vorgeschritten, daß ich einen Raben hatte — einen Vogel von ominöser Bedeutung — der eintönig das Wort „Nimmermehr“ am Ende jeder Strophe wiederholte, in einem Gedicht von wehmuthvollem Tone, und circa hundert Zeilen lang. Da ich nun keinen Augenblick das Ziel höchster Vollendung in jedem Betracht außer Augen ließ, fragte ich mich: „Was ist von allen wehmuthvollen Gegenständen, nach der allgemeinen Ansicht der Menschen, der wehmuthvollste?“ — „Der Tod,“ lautete selbstverständlich die Antwort. „Und wann,“ fragte ich, „ist dieser wehmuthvollste aller Gegenstände am poetischsten?“ Nach dem vorhin schon ausführlicher Entwickelten

verstand sich hier die Antwort gleichfalls von selbst: — „Wenn er am nächsten mit der Schönheit in Verbindung steht; der Tod eines schönen Weibes ist unzweifelhaft der poetischste Gegenstand von der Welt — und eben so sehr steht es außer Zweifel, daß die Lippen eines Geliebten, der sie verloren, sich vor allen andern für solch einen Gegenstand eignen.“

Ich hatte jetzt die beiden Vorstellungen eines Liebenden, der um seine verstorbene Geliebte klagt, und eines Raben, der beständig das Wort „Nimmermehr“ wiederholt, mit einander zu kombinieren. Ich hatte Dies zu thun, indem ich meines Vorsatzes eingedenk bliebe, bei jeder Gelegenheit die Anwendung des wiederholten Wortes zu variieren; allein die einzig verständige Art einer solchen Kombination war die Vorstellung, daß der Rabe das Wort als Antwort auf die Fragen des Liebhabers spräche. Und hier sah ich sogleich den Vortheil, der sich mir für den gewünschten Effekt böte, — für den Effekt einer beständigen Variation der Anwendung des Refrains. Ich sah ein, daß ich die erste Frage des Liebenden — die erste Frage, auf welche der Rabe: „Nimmermehr“ antworten sollte — daß ich diese erste Frage zu einer ganz gewöhnlichen machen könne, — die zweite schon weniger, — die dritte noch weniger gewöhnlich, und so fort, — bis zuletzt der Liebende, durch den schwermüthigen Charakter des Wortes selbst, durch dessen häufige Wiederholung, und durch die Erinnerung an den ominösen Ruf, in welchem der Vogel steht, der es ausspricht, — bis er zuletzt, durch alles Dieses aus seiner anfänglichen Gleichgültigkeit aufgestört, abergläubisch erregt wird und Fragen von ganz andrer Bedeutung — Fragen, deren Lösung sein Herz leidenschaftlich begehrt — wild hervorstößt, halb abergläubisch und halb in jener Art Verzweiflung, die Freude daran findet, sich selbst zu quälen, — nicht eigentlich weil er an den prophetischen oder dämonischen Charakter des Vogels glaubt (der, wie die Vernunft ihm sagt, nur ein durch Übung erlerntes Wort wiederholt), sondern weil

er ein wahnwitziges Vergnügen daran findet, seine Fragen so zu stellen, daß ihm das erwartete „Nimmermehr“ die reizvollste, weil unerträglichste, Trauer gewährt. Indem ich den Vortheil begriff, welcher sich mir hiedurch darbot — oder sich mir eigentlich im Verlauf der Konstruktion meines Gedichtes aufdrängte, — stellte ich in Gedanken zuerst die Klimax oder Schlußfrage fest — diejenige Frage, auf welche zum letzten Mal: „Nimmermehr“ geantwortet werden sollte, — eine Antwort, die dem Frager den erdenklich höchsten Grad von Trauer und Verzweiflung bereiten müßte.

Hier also, darf ich sagen, begann das Gedicht — mit dem Ende, womit alle Kunstwerke beginnen sollten; — denn hier, an diesem Punkt meiner Betrachtungen, setzte ich zuerst die Feder an, und verfaßte folgende Strophe:

„Düstrer Bote!“ frug voll Zweifel ich, „ob Vogel oder Teufel!
Bei dem Himmel droben, bei dem Gott, den ich, wie du, verehr':
Find' ich, sprich! an Eden's Thoren wieder einst, die ich verloren,
Jene Maid, die man Lenoren jetzo nennt im Engelsheer, —
Die Geweihte, die Lenoren jetzt man nennt im Engelsheer?“ —
Sprach der Rabe: „Nimmermehr.“

Ich verfaßte, an diesem Punkt angelangt, diese Strophe, erstlich um, nach Feststellung der Klimax, die vorhergehenden Fragen des Liebenden besser in Bezug auf ihren Ernst und ihre Wichtigkeit variieren und steigern zu können, — und zweitens, um den Rhythmus, das Vermaß, die Länge und die allgemeine Anordnung der Strophen zu bestimmen, — sowie ferner, um die Strophen, welche vorhergehen sollten, in solcher Art abzustufen, daß keine derselben diese an rhythmischer Wirkung überträfe. Wäre ich bei dem späteren Schaffen im Stande gewesen, stärkere Strophen zu verfassen, so hätte ich dieselben

ohne Bedenken vorsätzlich abgeschwächt, damit sie nicht den Steigerungseffekt beeinträchtigten.

Und hier ist wohl der geeignete Platz, einige Worte über den Versbau vorzubringen. Mein erstes Ziel (wie gewöhnlich) war Originalität. Der Grad, bis zu welchem man dieselbe beim Versbau vernachlässigt hat, ist eines der unerklärlichsten Dinge von der Welt. Zugegeben, daſs der bloße Rhythmus geringer Abwechslung fähig sei, liegt es doch auf der Hand, daſs die möglichen Abwechslungen des Versmaßes und der Strophenbildung geradezu unerschöpflich sind — und dennoch hat seit Jahrhunderten Niemand in Bezug auf den Versbau etwas Originelles geleistet, oder anscheinend je zu leisten gedacht. Die Wahrheit ist, daſs Originalität (außer bei ganz ungewöhnlich begabten Menschen) keineswegs, wie Manche wähnen, eine Sache des Instinkts oder der Intuition ist. In der Regel muſs sie, wenn man sie erreichen will, mühsam gesucht werden, und obschon sie ein positiver Vorzug höchsten Ranges ist, erfordert ihre Erlangung doch weniger Erfindungs- als Negierungskraft.

Selbstverständlich mache ich weder in Bezug auf den Rhythmus noch auf das Versmaß des „Raben“ einen Anspruch auf Originalität. Ersterer ist trochäisch — letzteres ist ein akatalektischer Oktameter, abwechselnd mit einem katalektischen Heptameter, der im fünften Verse refrainartig wiederholt wird, und endend mit einem katalektischen Tetrameter. Minder pedantisch ausgedrückt: — die überall angewandten Versfüße (Trochäen) bestehen aus einer langen Silbe, auf die eine kurze folgt; die erste Strophenzeile besteht aus acht solcher Füße, — die zweite aus sieben und einem halben (der Wirkung nach: sieben und zwei Drittel), — die dritte aus acht, — die vierte aus sieben und einem halben, — die fünfte eben so, — die sechste aus drei und einem halben. Nun ist jede dieser Zeilen, einzeln genommen, früher schon angewandt worden, und was „der Rabe“ an Originalität besitzt, verdankt

er lediglich ihrer Verbindung zu einer Strophe; nichts dieser Versverbindung auch nur entfernt Ähnliches ist je versucht worden. Die Wirkung dieser Originalität der Versverbindung wird durch andere ungewöhnliche und einige ganz neue Effekte unterstützt, die aus einer erweiterten Anwendung des rhythmischen Princips und der Alliteration entspringen.

Der nächste Punkt, den ich in Betracht ziehen musste, war die Art und Weise, wie ich den Liebenden und den Raben zusammenbringen sollte — und es handelte sich hier zuvörderst um die Lokalität. Als eine solche schien sich ein Wald oder das freie Feld am natürlichsten darzubieten; — es ist mir indess stets vorgekommen, als sei ein bequemer Überblick des Raumes durchaus nothwendig, um die Wirkung des geschilderten Ereignisses zu isolieren — er umrahmt gleichsam das Bild. Er hat eine unbestreitbare geistige Kraft, die Aufmerksamkeit koncentriert zu erhalten, und ist natürlich nicht mit der bloßen Einheit des Orts zu verwechseln.

Ich beschloss daher, den Liebenden in sein Zimmer zu versetzen, — in ein Zimmer, das ihm durch Erinnerungen an sie, die es oftmals betreten, heilig sei. Das Zimmer wird als ein reich möbliertes dargestellt, in Folge der oben entwickelten Ansicht, dass Schönheit die einzige wahrhaft poetische Aufgabe sei.

Nachdem die Lokalität also bestimmt war, musste ich jetzt den Vogel hineinführen — und der Gedanke, ihn durchs Fenster hineinzuführen, ergab sich von selbst. Der Einfall, den Liebenden zuerst glauben zu lassen, das Schwirren der Rabenflügel wider den Fensterladen sei ein „Klopfen" an der Thür, entsprang aus dem Wunsche, die Neugier des Lesers durch Verlängerung derselben zu steigern, sowie aus der Absicht, nebenher den Effekt zu benutzen, dass der Liebende beim Aufstoßen der Thür Alles dunkel findet und sich daher halb und halb einbildet, es sei der Geist seiner Geliebten, welcher geklopft habe.

Ich ließ die Nacht stürmisch sein, einmal damit der Rabe mit Grund Einlaß suche, und zweitens um des Effekts willen, daß sie mit der (materiellen) Heiterkeit des Zimmers kontrastiere.

Ich ließ den Vogel ebenfalls wegen des Kontrastes zwischen dem weißen Marmor und dem schwarzen Gefieder sich auf die Pallasbüste setzen. Auf die Büste hatte mich selbstverständlich der Vogel gebracht, und die Büste der Pallas wählte ich einestheils als am besten zu dem Gelehrtenstande des Liebenden passend, anderentheils wegen des volltönenden Klanges im Worte „Pallas“ selbst.

Auch in der Mitte des Gedichts habe ich mich der Macht des Kontrastes bedient, um den zuletzt empfangenen Eindruck zu verstärken. Zum Beispiel, dem Eintritt des Raben ist ein phantastischer Anstrich verliehen, der so nahe wie irgend zulässig war, an das Scherzhafte streift. Er schreitet „gravitätisch schwirrend“ in das Zimmer.

Nicht mit einem Gruß bedacht' er mich, kein Dankeszeichen macht' er,
 Vornehm stolz zur Ruhe bracht' er sein Gefieder, regenschwer.

In den beiden folgenden Strophen ist die Absicht noch deutlicher zu erkennen:

Und der schwarze Vogel machte, daß ich trotz der Trauer lachte,
 So possierlich ernst und finster saß ob meiner Thüre er.
„Ob dein Kamm auch kahl geschoren, bist als Feigling nicht geboren,
 Alter Rabe, der verloren irrt im nächt'gen Schattenmeer, —

Sprich, wie bist du denn geheißen im pluton'schen Schattenmeer?" —
Sprach der Rabe: „Nimmermehr."

Und den Unhold mit Erstaunen hört' ich also deutlich raunen,
Ob die Antwort auch geschienen wenig tief und inhaltschwer;
Denn wir müssen wohl gestehen, dass es Keinem noch geschehen,
Einen Vogel je zu sehen, der vor ihm gesessen wär' —
Der auf einer Büste über seiner Thür gesessen wär',
Mit dem Namen „Nimmermehr."

Nachdem in solcher Art für die Wirkung des schließlichen Ausgangs gesorgt worden war, ließ ich sofort den phantastischen einem ernsteren Tone Platz machen, der bereits in der nächstfolgenden Strophe mit der Zeile beginnt:

Doch der Rabe auf der Büste sprach das eine Wort, als wüsste ꝛc.

Von diesem Zeitpunkte an scherzt der Liebende nicht mehr, — ja, erblickt nicht einmal etwas Phantastisches mehr in dem Benehmen des Raben. Er spricht von ihm als von einem „gespenstisch finstern Vogel" und fühlt sein „Feuerauge" ihm „brennend am tiefsten Herzen zehren". Dieser Umschwung des Denkens oder der Einbildungskraft auf Seiten des Liebenden soll einen ähnlichen Umschwung auf Seiten des Lesers bewirken, — sein Gemüth in die rechte Stimmung

für die schließliche Entwicklung versetzen, die jetzt so rasch und so direkt wie möglich herbeigeführt wird.

Mit der eigentlichen Pointe — mit der Antwort des Raben: „Nimmermehr!“ auf die schließliche Frage des Liebenden, ob er seine Geliebte in einer andern Welt wiederfinden werde — mag das Gedicht in seiner alltäglichen Phase — der einer bloßen Erzählung — sein Ende erreicht haben. Alles bewegt sich bis jetzt innerhalb der Grenzen des völlig Erklärlichen, — des Wirklichen. Ein Rabe, der durch Übung das einzige Wort „Nimmermehr“ erlernt hat und seinem Besitzer entflogen ist, wird zur Nachtzeit durch einen heftigen Sturm veranlasst, Schutz an einem Fenster zu suchen, durch das ein Licht schimmert, — an dem Stubenfenster eines jungen Gelehrten, der halb über einem Buche brütet, halb von seiner verstorbenen Geliebten träumt. Als das Fenster auf das schwirrende Anschlagen der Flügel des Vogels geöffnet wird, wählt dieser sich den geeignetsten Sitz, nicht gerade in unmittelbarer Nähe des jungen Gelehrten, der, sich über den Vorfall und über das seltsame Benehmen seines Gastes amüsierend, ihn scherzhaft, und ohne eine Antwort zu erwarten, nach seinem Namen frägt. Der angeredete Rabe spricht als Antwort sein gewöhnliches Wort: „Nimmermehr,“ — ein Wort, das sofort ein Echo in dem schwermuthvollen Herzen des jungen Gelehrten findet, der gewisse Gedanken, die der Vorfall in ihm wachruft, laut ausspricht, und über das wiederholte „Nimmermehr“ des Vogels abermals erstaunt. Er erräth jetzt freilich den Zusammenhang, wird jedoch, wie ich vorhin erklärte, durch den selbstquälerischen Trieb der menschlichen Natur und zum Theil auch durch Aberglauben veranlasst, dem Vogel solche Fragen vorzulegen, die ihm, dem Liebenden, durch die vorauszusehende Antwort: „Nimmermehr“ den intensivsten Reiz der Trauer bereiten werden. Damit, dass er sich dieser Selbstquälerei in extremster Weise hingiebt, hat die Erzählung in ihrer ersten oder alltäglichen Phase, wie

ich mich ausdrückte, ihren natürlichen Abschluss erreicht, und bis hieher sind die Grenzen des Wirklichen nicht überschritten.

Allein bei Stoffen, die mit noch so großer Geschicklichkeit oder mit noch so lebhaftem Aufputz an Handlung in dieser Weise behandelt werden, bleibt immer eine gewisse Härte oder Nacktheit zurück, die das künstlerische Auge verletzt. Zwei Dinge sind unumgänglich nothwendig: — erstens ein gewisser Grad allgemeiner Anwendbarkeit; und zweitens ein gewisser Inhalt zwischen den Zeilen, — ein, wenn auch noch so unbestimmter, Unterstrom tieferer Bedeutung. Besonders der Letztere verleiht einem Kunstwerke so viel von jener prächtigen Fülle, die wir nur allzugern mit dem Idealen verwechseln. Es ist das Übermaß der geheimen, zwischen den Zeilen auszusprechenden Bedeutung — es ist die Verkehrtheit, diese zur augenfälligen Hauptsache, statt zum verborgenen Unterstrom des Gedichtes zu machen — was die sogenannte Poesie der sogenannten transcendentalen Dichter in Prosa (und obendrein von der plattesten Art) verwandelt.

Diese Ansicht festhaltend, fügte ich dem Gedichte die beiden Schlussstrophen hinzu, — welche so der ganzen vorausgehenden Erzählung einen tieferen Sinn geben. Der geheime Unterstrom der Gedanken wird erst erkennbar in den Zeilen:

> „Fort! und reiß aus meinem Herzen deines Schnabels scharfen Speer!“ —
> Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

Man wird bemerken, dass die Worte: „aus meinem Herzen“ den ersten metaphorischen Ausdruck in dem Gedicht enthalten. Sie machen, in Verbindung mit der Antwort: „Nimmermehr,“ die Seele geneigt, einen tieferen Sinn in Allem zu suchen, was vorher erzählt worden ist. Der Leser fängt jetzt an, den Raben als symbolisch anzusehn — allein erst in der allerletzten Zeile der allerletzten Strophe tritt die

Absicht, ihn zum Symbol trauervoller und niemals endender Erinnerung zu machen, deutlich hervor:

Und der Rabe, schwarz und dunkel, sitzt mit krächzendem Gemunkel
Noch auf meiner Pallasbüste ob der Thür bedeutungsschwer.
Seine Dämonaugen glühen unheilvoll mit wildem Sprühen,
Seiner Flügel Schatten ziehen an dem Boden breit umher;
Und mein Herz wird aus dem Schatten, der mich einhüllt weit umher,
Sich erheben — nimmermehr!

Annabel Lee.

Es sind viele, viele Jahre her,
Daſs am Meeresufer allhie
Ein Mädchen lebte — o fragt nicht mehr! —
Mit Namen Annabel Lee.
Und dies Mädchen lebte für mich allein,
Und ich lebt' alleine für sie.

Ich war ein Kind und sie war ein Kind
Am Meeresufer allhie,
Doch wir liebten uns heißer als Liebe liebt,
Ich und schön Annabel Lee, —
Liebten uns so, daſs die Engel im Blau
Bedräueten mich und sie.

Und Dies war der Grund, daſs vor langer Zeit
Am Meeresufer allhie
Ein schnaubender Wind aus der Wolke traf
Die liebliche Annabel Lee;
So daſs der Engel des Todes kam
Und den Leib der Erde verlieh,
Und sie schloſs in ein Grab, so finster und kalt,
Am Meeresufer allhie.

Die Engel, nicht halb so glücklich im Blau,
Beneideten mich und sie —
Ja, Dies war der Grund (wie ein Jeder weiß
Am Meeresufer allhie),
Daß der Wind aus der Wolke zur Nachtzeit brach,
Schnaubend mir raubend schön Annabel Lee.

Doch stark wie unsere Liebe war
Die Liebe viel Älterer nie,
Die Liebe viel Weiserer nie;
Und weder der himmlischen Englein Schar,
Noch der Meergeister Grollen allhie
Kann scheiden in Leiden mein Sein von dem Sein
Der lieblichen Annabel Lee!

Kein Mondstrahl erblinkt, der mir Träume nicht bringt
Von der lieblichen Annabel Lee;
Und kein Stern sich erhebt, drin das Auge nicht schwebt
Der lieblichen Annabel Lee.
So ruh' ich bei Nacht, von der Reinen umwacht,
Der Einen, der Meinen, die ewig mir lacht,
In dem Grab am Ufer allhie,
Am tönenden Ufer hie.

Die Glocken.

Hört der Schlittenglöckchen Reihn,
Silberfein!
O wie lustig tönt ihr Läuten in die Welt hinein!
Wie sie klingen, klingen, klingen
Durch die eisig kalte Nacht!
Während sich in goldnen Ringen
Tausend Stern' am Himmel schwingen,
Deren Licht herniederlacht,
Knisternd leis, leis, leis
In geweihtem Zauberkreis
Zu dem lieblichen Geläute, das die Glöckchen uns gebracht,
Zu dem Klingelingeling,
Klinglingling
Zu dem Klingen und dem Schwingen in der Nacht.

Hört der Hochzeitsglocken Sang,
Goldnen Klang!
O wie heiter fühlt das Herz des Glückes Überschwang!
In balsamisch lauer Nacht
Welch ein Jubel ist erwacht!

Horch! ein wehmuthfeuchtes Lied,
Wonnig weich,
Süß und sacht hinüberzieht
Zu der Turteltaube, die man träumen sieht
Im Gezweig!
Welch ein Strom von Tönen dringt
Reich und reicher durch das Schweigen, das die
Nacht uns bringt!
Wie Das schwingt!
Wie Das singt
Von der Zukunft! wie es klingt
Vom Entzücken, das da schwingt
All' die Glocken, die uns locken
Süßen Klangs
Mit dem Bimbambim,
Mit dem Bimbambimbam
Bimbambim,
Mit den schönen Wundertönen ihres Sangs!

Hört der Feuerglocken Hall,
Eisenschall!
O wie schaurig und wie schrecklich schwillt der Töne
Schwall!
In das Ohr der bangen Nacht
Braust der wilden Klänge Schlacht.
Keine Musik mehr erschwellt,
Rauh und widrig gellt — gellt

Nur ein Schrei,
Nur ein Wimmern und ein Winseln um Erbarmen
zu der Gluth,
Nur ein wahnsinnwirres Hadern mit der tauben,
tollen Gluth,
Roth wie Blut,
Die nicht rastet und nicht ruht,
Höher stets und höher leckend,
Fast empor zum Mond sich reckend,
Aufwärts lodernd wild und frei.
O dies Bimbumbam!
Wie so ängstlich schrickt zusamm'
Unser Herz!
Wie das kreischt und heult und brüllt!
Wie es rings die Luft erfüllt
Mit Entsetzen, Jammer und Verzweiflungsschmerz!
Dennoch weiß das bange Ohr
Aus dem Läuten
Sich zu deuten,
Ob der Mensch die Gluth beschwor;
Scharfe, sichre Kunde gellt
Aus dem Keifen,
Winseln, Pfeifen,
Wie die Flamme steigt und fällt,
Aus dem Toben, das von oben wechselnd sinkt und
steigt und fällt,
Wüsten Halls,
Aus dem Bimbumbimbam

Bimbumbam,
Aus dem Gellen und dem Schwellen ihres Schalls.

Hört der Grabesglocken Ton,
Erzentflohn!
O wie schallt ihr trüber Chorus ernst und monoton!
In der schweigend stillen Nacht
Welch ein Schaudern ist erwacht
Bei dem melancholisch düstern Feierklang!
Jede Note, die entwallt,
Ist ein Seufzer, der erschallt,
Schwer und bang!
Und die Menschen ohne Schonen,
Die im Thurme droben wohnen
Ganz allein,
Die der Glocken finstres Grollen
Wach zu Grabestönen schrein,
Die es freut, hinabzurollen
Auf die Herzen Stein um Stein:
Männer sind es nicht und Frauen,
Sind Gespenster, grimm zu schauen,
Haßdurchloht;
Und ihr Meister ist der Tod,
Der im Mantel, blutigroth,
Uns bedroht
Aus der Glocken Grabgebrumm,
Und er grinzet stier und stumm

Zu der Glocken Grabgebrumm;
Und er tanzt und springt herum,
Schwirrend leis, leis, leis
In dämonisch wirrem Kreis
Zu der Glocken Grabgebrumm,
Zu dem Bimbambum;
Schwirrend leis, leis, leis
In dämonisch wirrem Kreis
Zu dem ächzenden Gebrumm,
Zu dem Bimbambum,
Zu dem krächzenden Gebrumm;
Schwirrend leis, leis, leis
Mit Gesumm — sum — sum
In bacchantisch tollem Kreis
Zu dem grollenden Gebrumm,
Zu dem Bimbambum,
Zu dem rollenden Gebrumm,
Zu dem Bimbumbambum
Bimbambum,
Zu dem stöhnenden und dröhnenden Gebrumm.

Zum St. Valentinstage*).

Für sie dies Lied, die, wie aus Blumenkelchen
Erblickend, unschuldsvoll durchs Leben geht!
Es ahnt ihr Herz den heil'gen Namen, welchen
Kein fremder Blick in meinem Gruß erspäht.
Spricht auch die Lippe Nichts: an sicherm Orte
Umhegen diese Zeilen einen Schatz,
Mehr als unsterblich theuer mir! — Die Worte
Durchlest, die Silben prüft und jeden Satz!
Nichts spann' euch ab — sonst wird die Müh' euch
dauern!
Und seht ihr auch den gord'schen Knoten nicht
Auf euren Degen hier geduldig lauern:
Wer endlich zeigt euch in der Sache Licht?
Verwoben in den Vers, der so viel' Sorgen
Euch macht (werft nur das Blatt nicht zürnend
hin!),
Liegt heimlich doch ein dreifach Wort verborgen:
Ein hehres Weib, bestaunt als Dichterin.

*) Um dies launige Akrostichon zu entziffern, verbinde man den Anfangsbuchstaben der ersten mit dem zweiten Buchstaben der zweiten, dem dritten Buchstaben der dritten Zeile, und so weiter bis zum Ende; — ch und st sind überall als zwei getrennte Buchstaben zu rechnen.

Ihr Name klingt von goldnen Liedersaaten,
Er hört, gleich Sappho's Namen, sich nicht schwer
an;
Sechs Silben sind es — Doch hört auf zu rathen!
Ihr findet nimmermehr das Wort, strengt ihr euch
noch so sehr an!

William Cullen Bryant.

Am 3. November 1794 zu Cummington in Massachusetts geboren, veröffentlichte er schon in seinem vierzehnten Jahre die erste Sammlung seiner Gedichte. Seit 1826 ist er einer der Hauptredakteure der „New York Evening Post," eines geachteten und freisinnigen Journales. Bei aller Formvollendung gebricht es seinen gefeierten Dichtungen allzusehr an origineller Kraft und hinreißender Gluth der Empfindung. Ein Meister in Naturschilderungen und stillen Reflexionen, wird er kaum einen Tadler seiner poetischen Leistungen finden — aber es ist ermüdend, eine größere Anzahl derselben ohne Unterbrechung zu lesen.

Das Grab einer Überwinderin.

In diesem Grabe ruht ein Siegesheld —
Doch keine Kunde giebt davon der Stein,
Noch grub der Meißel um den Namen ein
Des Ruhms Embleme, welcher nie zerfällt:
Die Garbe, wo sich Epheu, Amaranth
Des Lorbers königlichem Reis verband.
Ein schlichter Name nur,
Den kaum die Welt erfuhr,
Ist dort zu lesen; wilder Blumen Zier
Rankt sich empor am niedern Steine hier,
Demüth'ge Veilchen, dürftig Kraut der Flur.

Es ward der stillen Erde hier vermählt
Kein Mann von Eisen und mit blut'ger Hand,
Der herrisch ausgetobt an Stadt und Land
Die Leidenschaft, die seine Brust zerquält —
Nein, Eine, deren Bau von zarterm Stoff gewebt,
An Blick und Seele mild,
Ein sanftes Frauenbild,
Das vor des Tadels Odem scheu gebebt.
Der Sanftmuth Lächeln weilt' in ihrem Aug',
Wie Blumen stehn im Lenz an sonn'gem Ort;
Doch bei dem Leiden Andrer trieb ein Hauch
Von schönrer Trauer schnell das Lächeln fort.

Glaubt nicht, daß, wenn die Hand, die hier zerfällt,
Sich drohend hob, gezittert hat die Welt,
Daß bei dem Wink ein Heer dem Grund entsprang,
Wie Wolk' an Wolk' am Regenhimmel schwillt,
Daß Knab' und Greis in Schlachtkolonnen drang —
Ein Mahl, dran seine Lust der Geier stillt!
Die Todte hier — nicht also hat den Krieg
Sie ausgekämpft, nicht so erlangt den Sieg.
Allein hat sie die Schlacht,
Allein ihr Werk vollbracht,
Nach andrer Hoffnung niemals ausgespäht,
Als Gott allein, noch andre Hilf' erfleht.

Ein Blick, der ewig klar dem Aug' entflog,
Bezwang, wie sehr es dräut', der Sorgen Heer;
Bald war die grimme Brut bezähmt und bog
Den Nacken still, und dräute nun nicht mehr.
Zurück auch scheuchte ihre Hand den Zorn,
Zerbrach mit stiller Kraft
Den Pfeil der Leidenschaft,
Und wies von ihrem Pfad der Schmerzen Born.
Verzweiflung nie hat ihre Brust zerklafft;
Mit Liebe schlug sie Haß, und überwand
Mit Gutem Böses, wo den Kampf sie fand.

Ihr Ruhm ist nicht von jener eitlen Art,
Ruhm, der wie flücht'ges Morgenroth verglüht;
Nein, als sie Engelschören sich geschart,
Hat manch ein Himmelsauge froh gesprüht.
Rings Blumenduft und tönender Gesang!
Der Himmelssaal von Willkommsliedern klang, —
Und Er, des Menschen Sohn,
Der einstmals Schmerz und Hohn
Mit sanftem Blick ertrug und Duldersinn,
Sah lächelnd auf die zage Fremde hin;
Er, der aus Grab und Hölle wiederkam,
Den Sieg der Gruft, dem Tod den Stachel nahm.

Du schlummre fort! Die Sonne taucht hinab,
Ein kühles Fächeln kündet schon die Nacht.

Getröstet geh' ich fort von deinem Grab,
Von Hoffnung halb, und halb von Schmerz entfacht.
Die Zeit, die Gott mir gab,
Ist kurz, und schwer der Streit —
Doch jedem Siege steht ein Kranz bereit.
Noch fließt der Born, deß Wasser dich getränkt;
Viel' Siegernamen faßt des Himmels Buch,
Bevor der Herr es schließt — auch uns geschenkt
Ist jede Wehr, die dich zum Siege trug.

Henry Wadsworth Longfellow.

Dieser berühmteste, auch in Europa hinlänglich bekannte Dichter Amerika's, ist am 27. Februar 1807 zu Portland in Maine geboren. Er war seit 1835 Professor der neueren Sprachen am Harvard College zu Cambridge, legte jedoch 1855 dies Amt nieder. In technischer Hinsicht unzweifelhaft der geschickteste Schriftsteller unter seinen Landsleuten, und vertraut mit den Literaturen aller europäischen Völker, ist er vielleicht der talentvollste Nachahmer und gewandteste Übersetzer, den die englische Literatur gegenwärtig aufzuweisen hat — aber wir vermissen an den meisten seiner selbständigen Produktionen das Gepräge jener Originalität, welche den epochemachenden Genius kennzeichnet. Manche seiner besten Schöpfungen nehmen sich wie gelungene Übersetzungen fremder, besonders Freiligrath'scher, Heine'scher und Victor Hugo'scher Gedichte aus.

Der flüchtige Negersklave.

Der Neger lag im Irrlichtsumpf,
  Und vor ihm flackerten hell
Die Lagerfeuer am Weidenstumpf;
Oft hört' er Rossegetrampel, und dumpf
  Des Bluthunds fernes Gebell.

Wo der Glühwurm scheint und die Irrwischflamm'
  In Farren und Bilsenkraut;
Wo die Tann' umkleidet der feuchte Schwamm,
Wo die Zeder ragt, und der Rebenstamm,
  Gefleckt wie der Schlange Haut;

Wohin kein menschlicher Fuß sich verlor,
  Wo der giftige Nebel schwillt:
Auf den zitternden Grund im finstern Moor
Duckt' er sich hinab in das wuchernde Rohr,
  Wie in sein Lager das Wild.

Ein armer Sklave! vom Peitschenschlag
  Geschändet der Tyrannei;
Auf die Stirne gebrannt das Mal der Schmach,
Und ein Lumpengewand um den Körper lag,
  Des Elends düstre Livrei.

Um ihn war Alles licht und schön,
  Und Alles war frei und froh;
Eichhörnchen tanzten auf Baumeshöhn,
Und Vögel erfüllten die Luft mit Getön,
  Das jubelnd aufwärts entfloh.

Auf ihn nur fiel das Loos der Pein,
  Seit er ans Licht gebracht,
Auf ihn nur blitzte der Fluch des Kain
Hinab, und schmetterte ihn allein
  In ewige Schmerzensnacht.

Charles P. Shiras.

(Geboren zu Pittsburgh in Pennsylvanien.)

In der Neujahrsnacht.

Als den Willkomm brachte das neue Jahr,
  Und das alte den Abschiedsgruß;
Als Grabesgesang und Taufglockenklang
  Sich mengten im Windeskuß,
Trat *an mein* Lager ein ernster Greis
  In wallendem Purpurkleid;
Ich kannt' ihn, ob ich ihn nie gesehn,
  Den alten Vater: Die Zeit.

„„Guten Morgen!““ sprach ich, und zitterte leis.
  „Guten Morgen, Lieber!“ sprach er;
„Doch was zittert vor mir dein thöricht Herz,
  Was starrst du zagend einher?“ —
„„Mich schaudert, weil du mein Freund nicht bist,
  Dich fürchten darf ich mit Grund.““ —
„Sprich aus!“ gebot er mit ernstem Ton,
  „Gieb deine Sorgen mir kund!“

„„Ich weiß, du bist mit Einem gesellt,
Der nimmer uns bringt Gewinn;
Auf deiner Schwinge geräuschlos treibst
Du uns fort — wer sagt uns: wohin?
Wir flehen um Rast — du hörst uns nicht,
Bis Kraft und Jugend verloht,
Bis uns wehrlos trifft mit dem Sensenstahl
Der gespenstige Krieger: Tod.““

Darauf der Alte mit sanfterm Blick:
„Du schiltst in thörichtem Drang!
Natur, die ewige Macht, gebeut,
Dass ich schreite die Welt entlang.
'S ist wahr, ich beflügle euch Schritt um Schritt
Aus Grab, bis die Herzen verglühn —
Doch schmäht nicht mich, wenn die Blumen der Lust
Auf eurem Pfade nicht blühn!

„'S ist wahr, geräuschlos fahr' ich daher,
Doch was habt ihr der Flucht nicht gedacht?
Ich rede zu euch durch Sonn' und Mond,
Durch den Wechsel von Tag und Nacht.
Ihr seht das Alles, und schreit doch wild:
„Das Leben entfleucht zu schnell!“
Vergeudet den Lenz in den Lauben der Lust,
Und den Herbst in des Grames Zell'.

„An mir nicht liegt es — es liegt an euch,
Zu füllen des Lebens Maß;
Der schmähe sich selbst, wer Tag um Tag
Genuß und Freude vergaß!
In jegliche Stunde zwängt hinein
Eine That als herrliche Frucht;
Dann sinnt der Geist auf Jubel und Sieg,
Und vergisst der eiligen Flucht.

„Einen Jüngling kannt' ich, der stürzte sich keck
In die Fluth des Lebens hinein;
Von der Schulter warf er den Mantel und sprach:
„Der Kampf, die Palme sei mein!
Ich vernahm, o Zeit, deinen Bund mit dem Tod,
Mir bringst du nimmer Gefahr —
Die Thaten eines Jahrhunderts will
Ich vollbringen jegliches Jahr!"

„Und, sowahr mir im Glase der Sand verrinnt,
Er hielt sein trotziges Wort!
„Erst," sprach er, „schaff' ich für meinen Herd,
Und dann für die Andern dort!"
Er rang sich empor aus der Armuth Joch,
Dann grüßte er mich: „Geduld!
Noch blieb mir die Kraft, die nervige Kraft
Zum Kampf gegen Irrthum und Schuld!"

„Zur Quelle von Wissen und Wahrheit lenkt'
  Er die Armen empor aus der Noth;
Und nimmer vergaß er, dass auch ihr Mund
  Sei zu füllen mit leiblichem Brot.
So rang und wirkte er sechzig Jahr,
  Und ich schwöre, dass, bis er starb,
Er nimmer in all der Zeit mit Gram
  Eine einzige Stunde verdarb.

„Und als ich zuletzt ihm winkte und sprach:
  Verflossen ist deine Zeit,
Da lächelte er: „Mein Werk ist vollbracht,
  Ich bin zu sterben bereit."
Doch während er sprach, erhob aus dem Grund
  Eine Säule sich, schlank und schön,
Und wie Sphärenklang eine Stimme rief
  Den Greis aus luftigen Höhn.

„Und sieh, er schwebte empor — er stand
  Auf der Wolken purpurnem Glanz,
Sein Haupt umstrahlte mit Flammenschein
  Einer lichten Glorie Kranz.
Der Siegesadler rauschte herbei
  Mit tönendem Flügelschlag;
Die Lüfte jauchzten — ein todter Leib
  Im Grabe neben mir lag.

„Doch die Säule blieb! und ich sah, sie trug
Von jeder herrlichen That
Das Angedenken in goldner Schrift,
Der nimmer Zerstörung naht.
Und da stand sie manches Jahrhundert schon,
Wird manch Jahrhundert noch stehn,
Und was sie kündet, Das soll die Welt
Mit tönendem Klang durchwehn! —

„*Drum auf!* verkünde dem Erdenball,
Was ich dir heute gesagt;
Den Brüdern künde: Gehandelt sei,
Und nimmer feige geklagt!
Wer in eitlem Grame die Zeit verdarb,
Mag die eigene Thorheit schmähn;
Genießt und handelt! dann mögt ihr froh
In den Schlaf, den ewigen, gehn!“

Er sprach's, und schwand. — Ich hob mich empor,
Und schrieb in dämmernder Nacht
Sein Wort des Lebens, sein Freudenwort,
Und hab's euch Allen gebracht.
Mag es wecken im Herzen den Wiederhall! ...
Bringt Wein, den funkelnden, dar!
Klingt an die Gläser! Willkommen sei
Das neue, das fröhliche Jahr!

William W. Lord.

(Geboren 1818, gegenwärtig Prediger an einer Episkopalkirche zu Vicksburg in Mississippi.)

Reime,

welche dennoch vernünftig sind, und auf leichte Manier eine ernste Lektion in dem Kapitel der Liebe ertheilen.

Unter dem Baum einst die Liebe saß,
Da kam ein Ritter entlang die Straß'.
Er war ein rüstiger, schlanker Genoß,
Mit Federn und Mantel, auf stolzem Roß;
Eine Klinge schwang er — wie blitzte die! —
„Komm mit mir, Liebe!“ frohlockt' er und schrie.
Doch Liebe schüttelte stolz ihr Haupt,
Fort zog der Krieger, des Wahns beraubt —
Lieb' wird nicht gewonnen durch Chevalerie.

Dann kam ein Sänger, von Lust entfacht,
Sein Auge war blau wie des Himmels Pracht,
Und er sang so hell, wie der Fink im Strauch,
Von Lächeln und Thränen und Frauenaug',
Von Heldenruhm und Liebesmagie;
„Komm mit!“ dann sang er, so süß wie nie.

Doch Liebe schüttelte trüb ihr Haupt,
Fort zog der Spielmann, des Wahns beraubt —
Lieb' wird nicht gewonnen durch Poesie.

Ein Bücherwurm dann trabte einher,
So weisen Gesellen gab's nicht mehr
In Arabien, Rom und Hebräerland;
Doch merkt, ihr Dämchen, ganz unbekannt
War ihm der Liebe Philosophie;
Denn als er: „Komm mit, o Liebe!" schrie,
Da schüttelte gähnend die Lieb' ihr Haupt,
Fort schlich der Gelehrte, des Wahns beraubt —
Lieb' wird nicht gewonnen durch Pedanterie.

Dann kam ein Höfling, geziert und fein,
Den Schlüssel trug er zu manchem Schrein;
Er stritt voll Schlauheit, und stimmte doch bei
Mit honigduftender Schmeichelei;
Und mit süßlichem Worte beugt' er sein Knie:
„Erzeigst du die Ehre mir, Schätzchen, wie?"
Doch höflich schüttelte Lieb' ihr Haupt,
Fort huschte der Schmeichler, des Wahns beraubt —
Lieb' wird nicht gewonnen durch Courtoisie.

Dann kam ein Geizhals, ein dürrer Gauch,
Und schielte zur Liebe mit zwinkerndem Aug;

Die Börse, straff um den Leib gespannt,
Enthielt die Schätze von manchem Land;
Viel' Perlen wies er mit schlotterndem Knie,
„Komm mit!" so schmunzelt' er leis — doch sieh,
  Laut lachend schüttelte Lieb' ihr Haupt,
  Fort trollte der Filz sich, des Wahns beraubt —
Lieb' wird nicht gewonnen durch Bijouterie.

O, dann zur Liebe dort unter dem Baum
Kam Einer, so schön wie ihr schönster Traum,
Ihr gleich in Allem, doch anders auch,
Und schwang sein Gefieder im Morgenhauch;
Er umarmte die Liebe und küsste sie:
„Komm mit, und zu glücklichen Thälern flieh!"
  Wohl neckisch schüttelte Lieb' ihr Haupt,
  Halb flog sie ihm nach, halb ward sie geraubt —
„Nur Liebe wirbt Liebe!" laut jauchzte sie.

Richard Henry Stoddard.

Geboren im Juli 1825 zu Hingham in Massachusetts; bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre Arbeiter in einer Eisengießerei, seit 1849 ausschließlich mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Einer der jüngsten, aber vielversprechendsten Dichter Amerikas, hat er mit besonderem Erfolge das Gebiet kürzerer, sangbarer Lieder kultiviert, welche durch Wohllaut der Form und Präcision der Gedanken nicht selten in glücklichster Weise an den Ton deutscher Volkslieder erinnern.

Ode.

1.

Bleich steht der Sommer im verdorrten Land,
Gleich Niobe mit schmerzgefaltner Hand,
Stumm an der Blumenkinder todtem Flor,
Die sich zum Raub ein jäher Frost erkor.
Das Himmelszelt ist wolkig, braun und matt,
Die Erde ruht im Nebel bleich und todt,
Der Winde Heulen jagt vom Baum das Blatt,
Wie wenn ein Hund das scheue Reh bedroht —
'S ist eine ernste Zeit, des Jahres Abendroth!

2.

Mein Herz ist krank und trüb — ich schaffte hart
In ehrnem Druck und hoffnungsloser Plag';
In Fesseln ewig rudernd Tag um Tag
Und in der Bahn des Lebens ringend, ward
Mein Arm erschöpft, mit Staub befleckt mein Kleid;
Ich habe nicht die Kraft zu fernerm Streit!
Und wenn ich stürbe? Keiner frägt danach,
Ob eines müßigen Träumers Herz zerbrach!
Wir leben, kämpfen, sterben unbeachtet,
Ob unser Geist und Lieben noch so groß;
Den Blumen gleich nur werden wir betrachtet,
Und Tod und Finsternis ist unser Loos!
Was gilt am Zweig des Denkens eine Frucht,
Am Baum des Lebens einer Blüthe Flucht?
Kein Schnittersmann beklagt zur Erntezeit
Blüth' oder Frucht, die schon ihr Lenz dem Tod geweiht!

3.

Weg mit der That! sie ist der Fluch der Zeit,
Von Edens Thoren das Verwünschungswort;
Wir mühn uns, ringen, streben weit und breit,
Und schleppen jahrlang unsre Kette fort.
Weg mit der That und mit der Arbeit Last! —
Sie ward uns nicht gesellt
Im Plan der Welt,
Wir sind nicht da zum Kampfe, nein, zur Rast!

Am Grund des Meeres ihrer Schal' entquillt
Die Perle, wo kein Sturm die Fluthen traf;
Die eingesargte Saat entkeimt und schwillt
Im Schoß der Erde still, in tiefstem Schlaf;
Und für den Brautkranz, holde Rose, du
Blühst üppig auf zum Licht in sanfter Ruh'.
Mag Honig sammeln, wer auf Erden lebt,
Und ihn bis an den Tod in Zellen staun —
Mir gnügt's, in süßem Traum umherzuschaun,
Athmend in Sommerluft
Der Blumen würz'gen Duft,
Genießend, bis mein Fittich aufwärts schwebt.

4.

Wie strahlte jeder Tag in goldnem Glanz,
Als ich ein Knabe war, von Schmerz befreit,
Vergessend noch die Welt, — ihr Glück und Leid!
O, dichtend träumt' ich schon vom Lorberkranz,
Und wähnte nach dem Tod, wenn eher nicht,
(Doch hofft' ich: eher!) mich geehrt zu schaun,
Zu hellen rings die Nacht mit meinem Licht,
Im Ruhmestempel mir ein Mal zu baun!
Der alten Sänger dacht' ich, deren Spur
Noch heut im Geist der Menschen nicht erblich;
Sie waren, sie auch staubgeboren nur,
Und erbten doch den Kranz — warum nicht ich?

Ich schlürfte süßen Wein aus ihren Klängen,
Nektar vom Helikon aus Heldensängen;
Da ward mein Herz berauscht, von Gluth entfacht.
Ein Seher, sprang ich auf in finstrer Nacht,
In Tod und Leben nur dem Lied geweiht,
In süßem Weh erbangend,
Ein Strom, zum Meer verlangend,
Voll Sehnsucht, daß die Zeit
Vertauch' und untergeh' in seiner Ewigkeit!

5.

O Poesie! du meine Königin,
Könnt' ich dich zaubern auf die Erde hin,
Lebendig, wie du mir im Herzen lebst,
Und strahlend hehr das Weltall überschwebst!
Dir baut' ich einen reicheren Pallast,
Als einst der Dämon in Aladdin's Sold;
Mit Wänden, Säulen von gediegnem Gold
Und Steinen, heller als die Sterne fast!
Dein Thron ein Pfühl aus Abendroth, ein Zelt
Von Duftgewölken, die der Mond erhellt!
Mit Schätzen füllt' ich dir, wie sich's gebührt,
Die Truhen, reicher als des Indus Pracht,
Mit edlem Erz aus des Gedankens Schacht,
Des Geistes vielgespaltner Kluft entführt!
Und alles Hehre brächt' ich früh und spät,
Was unterm Sommer deiner Schwing' entsteht:

Wein, der gereift an Hellas' Sonnenstrahl,
Aufschäumend in antikem Goldpokal;
Und saft'ges Obst, in Gärten dir gesucht
Mit Wundern und verzaubertem Portal;
Und goldner Äpfel Hesperidenfrucht,
Die Phantasie dem Wächter Schicksal stahl.
Und Tags und Nachts dir schaut' ich ins Gesicht,
Nicht unterscheiden wollt' ich Nacht von Tag;
Und flöge fort die Zeit, ich säh' es nicht,
Noch hört' ich rauschen ihrer Flügel Schlag!
Der Welt vergessen, wollt' ich seitwärts stehn,
Und meine Harfe nach des Herzens Drang
Zu deinem Preise rühren ungesehn,
Dass nimmerdar verstummte ihr Gesang;
Und Freud' und Trauer kläng' aus meinem Lied,
Wie mit dem Schwan sein Schatten stromwärts zieht!
Und wenn, von Unmuth oder Lust entfacht,
Du je hinabstiegst zu der Erde Nacht,
Schritt' ich dir vor in blanker Heroldszier,
Mit Pomp und Pracht und lieblich süßem Klang,
Und meinen Mantel spannt' ich aus vor dir,
Dass deinen Fuß der Staub beflecke nicht im Gang:

6.

Hinweg, Hinweg! die Zeit ist trüb und kalt;
Verwelkte Blumen modern rings im Wald;
Gewittersturm die fahle Erde schreckt,
Und dürres Laub des Sommers Bahre deckt.

Ach, nimmer ziemt sich süßer Lieder Glanz,
Wo rings das All ein Leichenduft durchzieht;
Der wahre Dichter spielt nicht auf zum Tanz,
Er singt nur an der Gruft sein Klagelied!
Hinweg mit Träumen jetzt! Das Jahr begehrt
Ein ernster Reis, ein Lied, von Schmerz durchloht —
Sei denn ihm ein Cypressenzweig beschert,
Ein Grablied seinem Tod!

Rosen und Dornen.

Kind Jesus hatte einen Garten,
Voll Rosen roth von seltnem Glanz;
Dreimal des Tags begoss er sie,
Dass einst ihm draus ersteh' ein Kranz.

Als sie nun voll erblüht im Garten,
Rief er der Juden Kinder her;
Ein Röslein pflückte Jedes sich,
Bis dass der Garten kahl und leer.

„Wie willst du deinen Kranz nun winden?
Kein Röslein mehr dich heut umsprießt."
„Doch ihr vergesst," so sprach er drauf,
Dass ihr mir noch die Dornen ließt."

Die Dornen nahmen sie und flochten
Draus seinem Strahlenhaupt den Kranz,
Und statt der Rosen blinkte dort
Von Tropfen Bluts der dunkle Glanz.

Stumme Lieder.

O könnt' ich singen, was da ruht
In mir bei Tag und Nacht!
Es müsst' ein Saitenspiel von Licht
Begleiten seine Pracht.

Wohl tausend süße Melodien,
Erzeugt in Lust und Schmerz,
Zum Liede mahnend täglich ziehn
Bezaubernd mir durchs Herz.

Doch möcht' ich einer Worte leihn,
So höhnt sie meine Lust,
Und lässt mich schweigen, mit dem Dorn
Der Musik in der Brust.

Zwei Bräute.

Zwei Mädchen sah ich im Dome,
Voll Reiz und Lieblichkeit;
Die Eine im Hochzeitsgewande;
Die Andre im Todtenkleid.

Der Priester sprach den Segen,
Dumpf scholl der Hymnen Laut;
Die Eine fürs Leben dem Leben,
Dem Tod ward die Andre getraut.

Im Brautbett lagen dann Beide,
Umwallt von Blüthenduft;
Die Eine in fröhlichem Schlosse,
Die Andre in friedlicher Gruft.

Am Morgen erwachte die Eine
In einer Welt voll Pein;
Doch glücklicher viel war die Andre,
Die schlief für ewig ein.

Im Harem.

Der Duft von glühndem Sandelholz
Durchwallt umsonst die Luft;
Denn heißre Gluth füllt mir das Hirn,
Den Sinn ein süßrer Duft.

Preſs deine Lipp' auf meine fest!
Nicht sei dem Kuſs gewehrt,
Bis daſs mein Herz die Süßigkeit
Des deinen all geleert!

Der Garten tönt von Saitenklang,
Hell blinkt des Mondes Strahl —
Doch wir, den Sternen gleich, zergehn
In Wolken süßer Qual!

In trüber Zeit.

Ich leide mit all deinen Schmerz,
Als wär' er mehr denn eignes Leid;
Denn todt ist meiner Liebe Zeit,
Doch deine lebt, ob trüb das Herz.

Vermöcht' ein heiß Gebet von mir
Zu retten dich von deinem Loos:
Ich wollte gern des Himmels Schoß
Bestürmen, bis er gnädig dir.

Doch ach, vergebens fleht der Mund —
Des Menschen Schicksal ist bestimmt;
Im Kelch der Trank des Todes schwimmt,
Er muss ihn leeren bis zum Grund.

Umsonst ist jedes Wort. Von mir
Ist's mehr noch eitel; denn mein Herz
Hat längst nur Thränen noch im Schmerz,
Und diese biet' ich reichlich dir.

Lied.

Die Jugend liebt und schwöret Treu'
Der Lieb' bis an den Tod;
Sie denkt nicht, daſs die Zeit entflieht,
Daſs Liebe je verloht.

Das Heut vergeht, der Morgen kommt,
Jed' Unkraut ist noch da;
Doch ach, kein Morgen sieht ein Herz,
Wie er es gestern sah!

So weint nicht mehr, wenn Lieb' entfleucht!
Sogar der Haſs zerstiebt —
Da jedes Herz, das heute haſst,
Schon morgen wieder liebt.

Der Dämon der Musik.

Es lebt in der Musik
Ein Dämon der Nacht;
Er webt in der Töne
Berauschender Schlacht —
Er lacht, wenn sie wimmert,
Er seufzt, wenn sie lacht!

Den Dämon der Musik
Trifft Leid ohne Wahl;
Er sehnt sich nach Nicht'gem,
Verlornem zumal —
Er weiß, ach, zu wohl nur:
Das Leben ist Qual!

O Dämon der Musik,
Dein Loos ist wie meins!
Ich fühlt' es und fühl' es:
So bitter ist keins —
'S ist das Räthsel des Lebens,
Verlorenen Seins!

Vöglein.

Vöglein zwitschern um mein Fenster
Wundersüße Melodein;
Täglich häng' ich dort mein Bauer,
Doch kein Vöglein fliegt hinein.

Also zwitschert mir's im Hirne
Von Gedanken Tag für Tag —
Aber in des Liedes Bauer
Zieht nicht ein ihr Flügelschlag!

„Für Herzen, die sich lieben."

Für Herzen, die sich lieben, giebt
Es Sünde nicht und Schuld;
Des niedern Staubes Macht zerstiebt
Vor ihrer Liebe Huld.

Sie sind Gesetz sich selber nur,
Fremd jeder andern Pflicht;
Das Wahngesetz der Erdenflur
Bezwingt, erschreckt sie nicht.

Drum sagt mir nimmer: „Liebe beugt
Sich eitler Mächte Wort" —
Denn jeden Fehl des Liebsten scheucht
Der Liebe Lächeln fort!

Am Strande.

1.

Du laſ'ſt 'ne Muſchel auf am Strand
  Bekränzt mit mooſ'ger Zier:
„Die Muſchel wird dir, wenn ich ſchied,
  Noch flüſtern ſtets von mir."
Ich küſſt' am Strand die weiße Hand —
  So freundlich warſt du mir!

Die Muſchel halt' ich an mein Ohr,
  Sie murmelt dumpf und ſchwer:
Vom Meer wohl flüſtert ſie zu mir,
  Doch, ach, von dir nicht mehr.
Ich ſchreit' am Strand und ball' die Hand —
  Du biſt mir freund nicht mehr!

2.

Drunten am Ende der dunklen Stadt
— Jahre, Jahre sind's her —
Saß ich mit der Liebsten am Uferhang
Und blickte hinaus in das Meer.

Der Mond stieg auf am Himmel zur Nacht,
Glänzend so bleich und hehr;
Wir küßten uns, und schwuren uns Treu' —
Doch Das sind Jahre her!

Nun wieder trüb in der dunklen Stadt
Wandle ich hin und her —
Doch ich sitze nicht mehr am verlassnen Strand
Und blicke hinaus in das Meer.

„Fort wandelt die alte Welt.“

Fort wandelt die alte Welt
Ihren ewigen Gang;
Wie die Stimme des Donners schwellt
Durch den Raum ihr Gesang;
Und die rollende Zeit
Singt weit und breit
Ernste Lieder voll Weh und Leid!

Tyrannen sitzen auf goldnem Thron,
Sie hören nimmer den Klageton
Des Volks, sein Winseln und Schrein;
Und hören sie's, dann stören sie's
Empor zu wilderer Pein.

Nur wenig Freiheit blieb uns noch;
Dir ist nur wenig Raum bestellt,
O Freiheit, in der weiten Welt!
Und siehe, bleiben wirst du doch,
Ob auch verhüllt, umnachtet schwer;
Wirst gleich dem Stern, der Sieg verheißt,
Fortleuchten doch im Menschengeist,
Der heut nicht heiter mehr.

Dein Leben wahrst du, deine Kraft,
Trotz Folter, Pein und Kerkershaft,
Nach tausend Kämpfen unerschlafft!
Und jetzt die Stunde siehst du schon,
Die niederschmettert Kron' und Thron;
Da frei der Mensch auf Berg und Fluh',
Und neu die Welt und jung wie du —
O Freiheit, Freiheit, wink uns zu!

John Greenleaf Whittier.

Geboren 1808 zu Haverhill in Massachusetts, wo er den größten Theil seines Lebens verbrachte und auch jetzt noch seinen Wohnsitz hat. Seit 1836 einer der thätigsten Führer der Abolitionisten-Partei, hat er in jahrelangem Kampfe gegen das System der Sklavenhalter sein Lied mit seltener Kraft als Waffe zu verwenden gewußt. Obschon eine energische, oft leidenschaftliche Sprache seine Dichtungen charakterisiert, begegnen wir in ihnen doch häufig ebensowohl den zartesten und anmuthigsten Bildern und Klängen voll melodischer Weichheit.

Maud Müller.

Maud Müller an einem Sommertag
Rechte das Heu am Wiesenbach.

Es blinkt' unter ihrem zerknitterten Hut
Schlichte Schönheit und rosige Gluth.

Sie schaffte singend; ihr Singen gab
Zurück Spottdrossel vom Baum herab.

Doch als sie zum fernen Städtchen sah
(Weiß lag es am Hügelabhang da),

Starb hin ihr Lied, und ein süßer Schmerz,
Ein namenlos Sehnen erfüllt' ihr Herz, —

Ein Wunsch, den kaum sie zu hegen gewagt,
Nach Besserm, als sonst ihr Sinn erjagt.

Der Richter ritt langsam zur Tränke sein Roß,
Dem die Mähne braun auf den Nacken floß.

Wo die Aepfelbäum' ihre Schatten breit
Hinwarfen, da hielt er, und grüßte die Maid;

Und erbat einen Trunk sich aus kühlem Quell,
Entsprudelnd am Wege klar und hell.

Es beugte die Maid sich zur Quelle hin,
Und füllte den kleinen Becher von Zinn.

Sie bot ihn dem Richter mit zagem Gruß,
Und blickte voll Scham auf den nackten Fuß;

Auf den nackten Fuß, das zerrissne Gewand —
O wie schön das Roth ihrer Wange stand!

„Dank!" sagte der Richter; „ein Trank, so werth,
Ward nimmer von schönrer Hand beschert."

Er sprach von den Bäumen, von Gras und Blum',
Von der Vöglein Sang und der Bienen Gesumm;

Vom Heu sodann, und ob das schlechte
Gewölk im Westen wohl Regen brächte.

Und Maud vergaß ihr zerrissnes Kleid
Und die nackten Knöchel voll Lieblichkeit;

Und mit horchendem Staunen stand sie da,
Das aus braunen, langwimprigen Augen sah.

Zuletzt, als ihm, länger zu weilen dort,
Kein Grund mehr einfiel, ritt er fort.

Maud Müller sah auf, und seufzte laut:
„O daß ich wäre des Richters Braut!

„Er würde mich kleiden in Seide fein,
Und tränke mein Wohl in dunklem Wein.

„Mein Vater trüge ein tuchnes Gewand,
Mein Bruder führ' über Meer und Land.

„Und Mutter würd' eine Dame groß,
Viel Spielzeug bekäme das Kind auf dem Schoß.

„Den Armen entließ' ich gespeist von der Thür,
Und es segneten Alle mich für und für."

Der Richter wandte sein Haupt zum Spähn,
Und sah Maud Müller noch sinnend stehn.

„Eine schönre Gestalt, ein lieber Gesicht
In all meinen Tagen erschaut' ich nicht.

„Und ihr zart bescheidnes Benehmen zeigt,
Daſs Gemüth und Verstand ihrer Schönheit gleicht.

„O wäre mein dies Mägdlein treu,
Und recht' ich gleich ihr das duftige Heu!

„Dann nimmer quälten mich Recht und Gesetz,
Noch widriges Advokatengeschwätz.

„Das Brüllen der Kühe, der Vöglein Sang
Nur hört' ich und lieblicher Worte Klang."

Doch er dachte der Schwestern, stolz und kalt,
Und der Mutter, eitel auf Rang und Gewalt.

So ritt entsagend der Richter fort,
Und Maud blieb allein auf dem Felde dort.

Die Kollegen wohl haben gelacht und gebrummt,
Als ein Liebeslied er im Saal gesummt;

Und das Mädchen säumte am Bach — o weh! —
Bis der Regen fiel auf den trocknen Klee.

Er freite ein Weib, das viel Gold ihm gebracht,
Der Mode lebend, wie er der Macht.

Doch oft in dem Haus, wo die Säulen stehn,
Schaut' er ein Bildnis kommen und gehn.

Der süßen Maud Müller staunend Gesicht
Mit den frommen Augen, braun und licht.

Statt des Weines im Glase, purpurn und hell,
Sehnt' er sich oft nach dem Wiesenquell;

Und schloss seine Augen in bitterm Weh,
Von Feldern zu träumen und rothem Klee.

Und es seufzte der Stolze voll stiller Pein:
„O dürft' ich wieder frei doch sein —

„Frei wie an jenem Sommertag,
Wo die Maid Heu rechte am Wiesenbach!"

Sie nahm einen schlichten und armen Mann,
Viel' Kinder umspielten ihr Hüttchen dann.

Doch es gruben Sorge und Kindbettspein
Auf Herz und Hirn ihre Furchen ein.

Und oft, wenn der Sommersonne Strahl
Das Heu ihr dörrte im Wiesenthal,

Und wenn mit melodischem Rauschen schnell
Übern Weg hinhüpfte der Murmelquell:

Im Schatten der Apfelbäume dann
Hielt im Traum ein Reiter den Zügel an.

Und träumend fühlte sie wieder nun
Auf ihrem Antlitz sein Auge ruhn.

Oft dehnte die enge Häuslichkeit
Sich aus zu Sälen, gewölbt und weit;

Ein Flügel wurde das Spinnrad schwer,
Die Unschlittskerze ein Lampenmeer.

Und statt Dessen, der übern Bierkrug tief
Gebückt an der Ecke des Herdes schlief,

Sah sie ein männliches Angesicht,
Und Liebe war Regel, und Freude Pflicht.

Dann trug sie von Neuem des Lebens Wehn,
Nur seufzend: „Es hätte können geschehn!“

O, wehe dem Richter und weh der Maid —
Dort Reichthumssorgen, hier Wirthschaftsleid!

Sei gnädig Beiden Gott und uns Allen,
Denen die Träume der Jugend verhallen!

Denn von allem Trüben die trübsten Wehn
Sind die Worte: „Es hätte können geschehn!“

Ach, Jeder wohl senkte ins finstre Grab
Eine süße Hoffnung tief hinab;

Und Engel vielleicht an künft'gem Ort
Wälzen den Stein vom Grabe fort.

Gesang der Sklavinnen in der Wüste.*)

Wohin gehn wir, wohin gehn wir,
Wohin gehen wir, Rubie?

Herr, o Herr von Volk und Land,
Schau auf diesen Wüstensand
Durch der glühnden Sonne Qual,
Durch des Mondes weißen Strahl!

*) Sebah, Oase von Fezzan, 10. März 1846. — Heute Abend sangen die Sklavinnen mit ungewöhnlicher Aufregung, und Neugierde bewog mich, meinen Negerdiener Said zu fragen, was sie sängen. Da Viele von ihnen aus seinem eigenen Lande herstammten, konnte er ohne Schwierigkeit die Mandara- oder Burnu-Sprache übersetzen. Ich hatte oft die Mauren gebeten, mir ihre Lieder zu verdolmetschen, aber von ihnen keine genügende Auskunft erhalten. Said versetzte zuerst: „O, sie singen von Rubie (Gott).“ „Was meinst Du?“ fragte ich ungeduldig. „O, versteht Ihr nicht?“ fuhr er fort, „sie bitten Gott, ihnen ihren Atka (Freiheitsschein) zu geben.“ Ich forschte: „Ist Das Alles?“ Er antwortete: „Nein, sie sagen: Wohin gehen wir? Die Welt ist groß. O Gott, wohin gehen wir? O Gott!“ Ich fragte: „Was weiter?“ Said: „Sie gedenken ihres Heimatlandes Burnu, und sagen: Burnu war ein schönes Land, reich an allen guten Dingen; aber dies ist ein schlimmes Land, und wir sind elend!“ „Sagen sie sonst noch Etwas?“

Heiße Ghibliewinde wehn hier,
Fremde, weite Flächen sehn wir —
Sprich, und sag uns: wohin gehn wir,
Wohin gehen wir, Rubie?

Burnu-Land war reich und schön,
Frucht und Trank in Thal und Höhn,
Bohnen dort und Hirse blühn,
Palmenbäume schlank und grün.
Burnu-Land nicht länger sehn wir,
Hungernd, durstend, ach, vergehn wir,

Said: „Nein, sie wiederholen diese Worte aber- und abermals, und fügen hinzu: O Gott! gieb uns unseren Atka, und lass uns wieder in unsre theure Heimat zurückkehren!"

Es wundert mich nicht, dass ich von den Mauren wenig zufriedenstellende Auskunft erhielt, wenn ich sie nach den Liedern ihrer Sklaven befragte. Wer möchte in Abrede stellen, dass die obigen Worte ein höchst geeignetes Lied sind? Was hätte ihrer damaligen wehvollen Lage angemessener sein können? Man darf sich nicht wundern, dass diese armen Sklavinnen auf ihren langen einsamen und schmerzlichen Wanderungen durch die Wüste ihre Herzen durch solche Worte und Gefühle erleichtern, allein oft habe ich beobachtet, dass ihre Ermattung und ihre Leiden für sie zu groß waren, um dies melancholische Trauerlied anzustimmen, und viele Tage lang unterbrachen ihre klagenden Melodien nimmer das Schweigen der Wüste.

Richardson's Reise-Journal.

Unterm Grimm des Mohren stehn wir —
Wohin gehen wir, Rubie?

Blättern gleich und Ufersand,
Kamen wir von Burnu-Land,
Hin nun rafft uns hier die Noth —
Eine ist von Zweien todt.
Bleiche Knochen ringsum sehn wir,
Allerbarmer, zu dir flehn wir!
Hör uns, sag uns: wohin gehn wir,
Wohin gehen wir, Rubie?

Seit gar manchem Mond ist schon
Burnu-Land dem Blick entflohn;
Fremder täglich dehnt sich aus
Um uns her der Wüste Graus.
Wellen nur von Sand erspähn wir,
Brennende Wüstenwinde wehn hier —
Herr der Welten, wohin gehn wir,
Wohin gehen wir, Rubie?

Du bist stark, doch wir sind schwach;
Kurz ist unser, lang dein Tag;
Du hast Augen, wir sind blind;
Du bist weis', wir Thoren sind.
Kund ist, was da wird geschehen, dir;
Fremdes Land durchirrend flehn wir —
Hör uns, sag uns: wohin gehn wir,
Wohin gehen wir, Rubie?

Ausſaat und Ernte.

Wie über die gefurchte Au,
Vom ſcharfen Märzeswind umweht,
Der noch vom Winterfroste rauh,
Der Landmann Saaten ſtreuend geht:

So ſtreuen, Freiheit, ſturmumtoſt
Wir deine Saat in alle Welt,
Und hoffen, daſs ein lindrer Oſt
Die Keime weckt, die Halme ſchwellt.

Wer heißet ſchwer den Dienſt für dich,
Schaut in ihm ſelber nicht den Lohn?
Wer preiſt in ihm nicht glücklich ſich,
Währt auch die Prüfung lange ſchon?

Es mag uns nicht beſchieden ſein,
Im fruchtbeladnen Feld zu ſtehn;
Zu hören, wie im Abendſchein
Die Schnitter ſingend Garben mähn —

Doch, so wir unser Werk gethan
In Harmonie mit Gottes Rath,
Wird uns im Heut die Zukunft nahn,
Und unser Wille gilt als That.

Ja, unser ist die Arbeit doch,
Die einst den höchsten Lohn erwirbt!
Die Hoffnung blieb, der Glaube noch,
Und Wald und Quelle nie verdirbt.

Und wär' dies Leben Alles nur,
Der Menschheit einzig Ziel und Loos:
Dann lieber dies Bebaun der Flur,
Als müß'ger Traum, die Hand im Schoß!

Doch ist, wenn Tod uns niederwarf,
Dies Leben neuem Sein geweiht:
Dann selig, wer erwarten darf
Im Himmel seine Erntezeit!

Zweite Abtheilung.

Dichterinnen.

Anne Bradstreet.

Geboren 1613, — die älteste uns bekannte amerikanische Dichterin. Sie starb am 16. September 1672 in Boston und ward von ihren Zeitgenossen aufs höchste gefeiert. Der gelehrte John Norton sagt in einem poetischen Nachrufe, dass „Virgil, wenn er ihre Werke gehört, seine eignen verbrannt haben würde!“ Die nachfolgenden Strophen sind der ersten, 1640 zu Boston gedruckten Sammlung ihrer Gedichte entnommen.

Aus dem Prolog zu den „vier Elementen.“

Ich muss mich beugen jedem Spötterwort,
  Das meiner Hand die Nadel überweist;
„Des Dichters Kiel entweih' ich,“ und so fort ...
  Denn so verachtet ist der Frauen Geist.
Ist, was ich singe gut: es fördert Nichts —
Ihr sagt: sie stahl es, oder Zufall spricht's.

Die Griechen waren milder doch gesinnt,
  Da sie die Neun entlehnt aus unsern Reihn;
Die Poesie war einer Muse Kind,
  Den Schwestern musste jede Kunst sich weihn.
Doch solch Gespinnst zerhaut ihr mitleidslos —
Die Griechen waren arge Thoren bloß!

Lasst Griechen Griechen sein, und Frauen Fraun!
Des Geistes Kronen hat der Mann allein;
Vergebens ist's mit ihm zu kriegen, traun!
Er schafft das Höchste, und wir räumen's ein.
Den Vorrang drum in Allem ihm, dem Herrn —
Doch anerkennt auch unsre Leistung gern!

Ihr Federn, deren Flug gen Himmel steigt,
Für jedes Lied gekrönt mit Siegerglanz: —
Wenn euer Aug' auf dieses Blatt sich neigt,
Gebt mir — den Lorber nicht — den Epheukranz!
Dies schlichte Erz, dem Keiner Ehren zollt,
Macht heller nur erblinken euer Gold!

Mary Elizabeth Hewitt.

Geborene Moore, aus Malden in Massachusetts, lebt seit 1829 in New-York, wo sie nach dem Tode ihres ersten Mannes sich im Jahre 1856 mit Herrn Stebbins verheirathete.

Die Lieder unsres Landes.

Ihr sagt: es klingt kein Ammenlied,
Wo unsres Herdes Feuer flammt;
Kein Märchen unser Herz durchzieht,
Noch heil'gen Musendienstes Amt;
Kein Sagenwort von Thal und Höhn
Füllt unsre Lande mit Getön,
Kein Heldenbuch, von Ruhm entflammt.
Ihr wollt begrabne Herrlichkeit,
Ihr wollt die Kunst vergangner Zeit
Von uns, dem Gestern erst entstammt!

Einst scholl in Englands Ahnenschloss,
Wo an den Wänden hing entlang
Manch Schild und Banner und Geschoss
Der Bardenharfe stolzer Klang;
Sie war von Kriegesruhm geschwellt;
„In hundert Schlachten focht der Held!“

So tönt' ihr lauter Feiersang.
Todt ist die alte Bardenzunft —
Es ruht auf Nimmerwiederkunft
Im Schlossarchiv ihr Ruhm, wie lang!

Des kühnen Schotten Grenzerlied
Entscholl der Laut' in stolzer Hall';
Des Gälen wilde Sage zieht
Noch heut durchs Land bei Harfenschall.
Dein Sang, o Deutschland, klingt mit Macht;
Den Gallier ruft noch heut zur Schlacht
Der Marseillaise stürm'scher Hall;
Sie haben Sagen insgesammt,
Von Ruhm und Streit und Weh entflammt,
Von Siegerlust und Feindes Fall.

Ein Sehnen füllt des Schweizers Brust,
Wenn Kuhgeläut vom Berge schallt,
Der alten Freiheit sich bewusst
In seiner Vordern Aufenthalt.
Er überspringt die Felsenschlucht,
Er folgt des Lämmergeiers Flucht,
Und schreckt die Gems' auf Bergeshald';
Er athmet frische Morgenluft,
Und seinem Ruf aus Thal und Kluft
Der Alpen Wiederhall erschallt.

Mit unsern Vätern zog ins Land
  Kein Lied von Burg und Felsenloch;
Sie ließen ja an Albions Strand
  Den finstern Sang vom Sklavenjoch.
Nur heil'ge Sagen, ewig neu,
Sind unser — horch, sie klingen treu
  Um jede niedre Hütte doch;
Und jeder Baum im Abendwind
Umrauscht der Väter Grüfte lind,
  Umflüstert ihre Asche noch!

Sie ließen frohen Weihnachtsklang,
  Julfeuer und den Mistelzweig;
Sie ließen ungeweihten Sang
  Für Hymnen, ernst und glaubensreich;
Sie ließen Stola, Meß' und Dom,
Das Scharlachweib, die Nix' im Strom
  Für den Altar im Waldessteig;
Sie ließen ihres Landes Pracht
Für des Gedankens freie Macht,
  In wildem, rauhem Feindesreich!

So gingen sie — bereit zu fliehn
  Die Heimat und der Ketten Erz;
Des Weibes Herz war Kraft verliehn
  Zu scheiden, ob mit stillem Schmerz.
Befreit von Buß' und Glaubenszwang,
Aus lehmgefügter Hütte schwang

Ihr Dankgebet sich himmelwärts.
Steht nicht auf der Geschichte Blatt,
Wie sie geraubt die Lagerstatt
Dem Panther in des Waldes Herz!

Kein Schlachtruf unserm Volk entfuhr
In wildem Krieg, kein Jubelwort —
Des Leidens trüb Gedenken nur
Riss jene Schar zum Siege fort.
Zu Gott nur flehend um sein Recht,
Bewehrte sich zum Kampf der Knecht,
In Noth und Tod des Landes Hort!
Es führte sie kein Wappenschild,
Kein Raubthierbanner ins Gefild —
Die Freiheit nur, ihr Losungswort!

Wenn erst aus ihrem Kampf die Zeit
Der Sage süßen Zauber bot;
Wenn sich ihr mächt'ger Schatten breit
Hinlagert ob vergangner Noth:
Dann singt sie von der Knechtschaft Qual,
Von Händen, die den Rächerstahl
Geschwungen, kämpfend bis zum Tod.
Am stillen Herd, in freier Luft
Soll schmettern laut durch Berg und Kluft
Ihr Siegeslied im Morgenroth!

Das Wort, befreiend unser Land,
  Ruft übers Weltmeer schon: „Erwacht!“
Und tönend geht's von Strand zu Strand,
  Wo immer rauscht der Wogen Macht.
Es schallt in jedes Sklaven Ohr,
Es hebt sich aus dem Grund empor,
  Und ruft den Knecht zur Todesschlacht.
Horch, von dem Berg zum Meere fort
Erschallt der Freiheit Donnerwort,
  Bis jeder Thron in Staub zerkracht!

Und ihr, die feig und thatenlos
  Befleckt der Freiheit heil'gen Bronn,
Schaut unser ruhmgekröntes Loos,
  Werth eines Blatts vom Helikon!
Schaut unser Volk — es schrieb mit Fug
Sein Recht in der Geschichte Buch,
  Und trug des Sieges Preis davon;
Ein jeder Mann bestand als Held,
Sein Ehrenname ward gesellt
  Dem stolzen Namen: Washington!

O du, mein herrlich Vaterland,
  Vertraut' ich fest nicht deinem Loos,
Wie jene Schar, die blutend stand,
  Dich zu befrein im Kampfgetos;

Harrt' ich nicht, daſs dein Ruhm durchzieht
Die Welt: du hättest nie das Lied
Geweckt in meines Herzens Schoß;
Und horchen werd' ich deinem Sang,
Bis daſs der Freiheit Siegesgang
Die Welt durchwandelt hehr und groß!

Nach Sappho.

Wenn deinen Namen flüstern in dem leeren
Gemach, und nur bei dir zu denken sich,
Wenn nah dir seufzen, fern dir sich verzehren:
O, wenn Dies lieben heißt, so lieb' ich dich!

Wenn bei dem leisen Gruß, von dir gesprochen,
Empfinden, wie die Gluth das Herz durchschießt;
Zurück dann wieder drängen all dies Pochen,
Daß seinen Jubel stumm der Mund verschließt;

Wenn athemlos auf deine Rede hören,
Daß schier vor Angst mein Herz zu springen droht;
Und, einsam, jedes Wort zurückbeschwören,
Als ruht' in ihm mir Leben oder Tod;

Wenn, angeschaut von dir, das Auge senken,
Und wie die Taube bebend neigen sich;
Wenn schlafend, wachend, ewig dein gedenken: —
O, wenn Dies lieben heißt, so lieb' ich dich!

Emma C. Embury.

Tochter des New-Yorker Arztes Dr. J. R. Manley; seit dreißig Jahren eine der fruchtbarsten Schriftstellerinnen ihres Landes.

Ballade.

Es saß am Spinnrad ein Mägdelein,
  Ihr Herzchen war leicht und frei,
Und in lieblichem Sang ihrer Brust entklang
  Eine neckische Melodei.
Ein Hohn auf Liebe war ihr Sang,
  Und ich hörte, wie sie sprach:
„Die gebrochene Ros', das gestohlene Herz
  Entzücken nur einen Tag."

Ich schaut' auf des Mägdleins Rosenwang'
  Und die Lippen, so voll und roth;
Und seufzend gedacht' ich, wie falsche Lieb'
  So leicht einst das Herz ihr bedroht.
Doch sie dachte nimmer an künftiges Weh,
  Sie jauchzte wie Finkenschlag:
„Die gebrochene Ros', das gestohlene Herz
  Entzücken nur einen Tag."

Ein Jahr verging, und ich stand aufs Neu
 An der niederen Hütte Thür;
Doch das Mägdlein am Spinnrad schaute nicht mehr
 Mit heiterem Blicke herfür.
Die Thräne hing am gesenkten Aug',
 Und ein bitteres Lied ihr entbrach:
„Die gebrochene Ros', das gestohlene Herz
 Entzücken nur einen Tag."

Ich wusste zu wohl, was ihr Auge getrübt
 Und das Roth ihrer Wange geraubt —
Sie hatte vergessen ihr kindisches Lied,
 Als sie Schwüren der Liebe geglaubt.
Sie hatte den süßen, vergifteten Trank
 Geleert, und ihr Leben zerbrach —
Das gestohlene Herz, gleich gebrochener Ros',
 Entzückte nur einen Tag.

Caroline M. Sawyer.

C. M. Fisher, geb. 1812 zu Newton in Massachusetts, zog 1832 nach ihrer Vermählung mit dem Universalisten-Prediger T. J. Sawyer nach New-York, woselbst sie ihren Wohnsitz hatte, bis ihr Gatte im Jahre 1847 einem Rufe als Direktor des Universalisten-Seminars zu Clinton im selben Staat folgte. Sie hat mit Glück eine Reihe von Übersetzungen aus dem Deutschen in Prosa wie in Versen publiciert.

Die Lorelei.

Eine Rheinsage.

„Siehst du die Maid auf dem Felsenhang
Hoch oben dort über dem Wogendrang?
Von meergrünen Wellen ihr Kleid gewebt,
Und ihr Aug' wie der Himmel, der über uns schwebt;
Ihr Haar umfluthet wie Sonnenlicht
Golden das liebliche Angesicht;
Sie reckt in die Lüfte den schneeigen Arm,
Und singt ein Lied, so süß und so warm,
In die dämmernde graue Frühlichtszeit —
Hol über, mein Fährmann, hinüber zur Maid!"

Ein Nebel des Fährmanns Auge beschlich,
Und sein Arm ward matt, seine Wang' erblich,

Als er ragen sah auf dem Felsen die Maid
Mit dem fluthenden Haar und meergrünen Kleid.
„„Herr Ritter, das Leben stünd' auf dem Spiel,
Durchfurchten die Fluth wir auf stärkstem Kiel,
Wenn die wilde Maid mit dem grünen Gewand
Auf dem Lurleifelsen früh Morgens stand!
O wahrt Euch — denn Unheil befällt den Mann,
Der die Lust, ihr zu nahen, nicht zügeln kann!“ “

„Geh, pred'ge dein Märchen dem Weibergeschlecht
Und der zitternden Memme, du feiger Knecht!
Der in hundert blutigen Schlachten war,
Der Ritter, weicht nicht erlog'ner Gefahr.
Fort über die Wogen im tanzenden Schiff
Zu der herrlichen Maid auf dem Lurleiriff!
Nimm als Lohn hier die Kette von schwerem Gold —
Umsonst nicht tratst du in meinen Sold!“

Die Kette nahm Jener und sprach Nichts mehr,
Zum Ruder langt' er, doch bebt' er sehr,
Und er trieb durch die grollenden Fluthen sein Schiff
Hin über den Strom zum verderblichen Riff.
Schwarz wurde der Himmel, es heulte der Wind,
Vögel aufkreischten und flohen geschwind,
Und brüllende Wogen umthürmten den Strand,
Als sie näher kamen dem Felsenrand.

„„Zurück!““ schrie der Fährmann, vor Schrecken bleich,
„„Der rasende Wirbel verschlingt uns gleich!““
Doch der kühne Ritter, von Muth erfasst,
Stand auf im Nachen mit wilder Hast,
Sprang furchtlos hinein in die tobende Fluth,
Und trotzte des schäumenden Stromes Wuth.
Seltsame Gestalten wohl mocht' er sehn
In den Wassern ihm feindlich genüberstehn;
Drohende Stimmen ihm zischten ins Ohr —
Doch nimmer sein Wille die Kraft verlor.
An hielt er den Athem, den Arm gespannt,
Bis, den Wogen entrafft, er am Ufer stand.
Zu dem Gipfel dann klomm er, voll süßem Leid,
Und athemlos grüßt' er die holde Maid.

Er sah ihr berauscht in die Augen klar,
Seine Finger strählten ihr goldnes Haar —
Und „Mein für immer!“ sie jauchzend sang,
Als sie ihn mit dem schimmernden Arm umschlang.
„Komm hinab, mein Held, in die dunkle Fluth,
Wo der Stromnix singt, die Najade ruht;
Komm hinab und wohn bei der Meeresfei,
Wo kein Sturm uns findet, kein Möwenschrei!“

Sie presst' ihm den Mund auf die glühende Wang',
Sie lockt' ihn über den schroffen Hang —

Nun stehen sie da auf dem schwindelnden Saum —
Dann hinab in des zischenden Strudels Schaum!

Die Winde schwiegen, still wogte der Rhein,
Es tanzten die Mücken im Sonnenschein —
Der Nachen fuhr heim zu entlegenem Strand,
Doch die Maid mit dem Ritter für ewig verschwand.

Grace Greenwood.

Sara Jane Clarke, deren Werke unter obigem Nom de plume berühmt geworden sind, ist zu Onondaga im Staate New-York geboren, und seit 1855 mit Herrn Lippincott in Philadelphia vermählt. Gleich ihren Gedichten, zeichnet sich auch ihre Prosa durch eine ungewöhnliche Kraft der Sprache und des Gedankens aus. In letzter Zeit hat die reichbegabte Schriftstellerin sich mit Vorliebe der Jugend-Literatur zugewandt. Von geringstem Werthe sind ihre „Haps and mishaps of a tour in Europe," ein mit leichtsinniger Flüchtigkeit geschriebenes Touristenwerk.

Das verlorene Herz.

„Ach, fandst du nicht das Herz, o sag,
Das gestern ich verlor,
Als wir spaziert im Blüthenhag
Beim Mondlicht vor dem Thor?"

„„Ich hab' ein Herz; doch woran kennst
Du's wieder? sage mir.
'S ist billig, daſs du Zeichen nennst —
Gehören wird's wohl dir.""

„Wohlan! Es war nicht hart, noch kalt,
Ein niedlich kleines Herz,
Von Sang und süßer Lust durchwallt,
Und — grade nicht von Erz.

„Es war so fröhlich, frank und frei
  Wie 'n Vöglein auf dem Zaun,
Andächtig ehrt es Lieb' und Treu,
  Fern jeder Arglist, traun!“

„„Hier ist das Herz, so treu und echt —
  Die Welt, ach, gäb' ich drum!
Doch leider, dir gehört's mit Recht —
  So nimm dein Eigenthum!“ “

„Schön Dank! Doch halt... wie, treibst du Scherz?
  Mein Herz, sagt' ich, sei klein;
Doch dieses große, warme Herz,
  'S ist klar, ist gar nicht mein.

„Aha, du schelmisch arger Wicht,
  Dies hübsche Herz ist deins!
Doch, topp! der Tausch verdrießt mich nicht,
  'S ist fast so gut wie meins.“

Versicherung.

Scheint die Geliebte kalt dir, schilt sie nicht!
Birgt frost'ges Wesen je der Flammen Hort:
'S ist nur der Schnee, der Hekla's Kamm umflicht,
Doch drunten brennt das ew'ge Feuer fort.

Ihr Denken sei nicht jedem Aug' entrollt,
Gleich luft'gem Wimpel, der im Winde fliegt;
Noch sei durch Blick und Worte stets gezollt
Der Welt, was tief in ihrer Seele liegt!

Ob bei dem Schritt, dem froh ihr Herz erbebt,
Sich auch verhüllt ihr Auge senken mag,
Und kaum ein Zittern ihre Lipp' umschwebt,
Wenn glühnde Worte deine Stimme sprach:

Misstrau du ihren ruh'gen Träumen nicht!
Ruhig und klar schwebt über dir der Stern;
Sieh, auf dem Strome nur das irre Licht
Erbebt und schwankt bei jeder Regung gern.

Und wende nicht dich unbefriedigt fort,
Ob keinen Ton dein durst'ges Ohr vernahm,
Ein tiefes Athmen nur, kein armes Wort,
Ihr still beseligt Glück zu künden kam!

O sage nimmer, dass sie Nichts beschert,
Zu stillen deiner Seele mächt'ge Gluth,
Weil nach dem Liebesspruch dein Herz begehrt,
Den sie bewahrt in tief geheimer Hut.

Die Rose, sahst du, bog sich und erblich,
Von allzu jäher Himmelsfluth erdrückt —
So beugte sie, wortlos verstummend, sich
Der großen Liebe, die ihr Herz entzückt.

Der erste Zweifel.

Mein Herz durchschauert jähe Angst,
Und schwer auf meinem Geiste ruht
Der Zweifel, den dein Wort verrieth
Und deiner Augen finstre Gluth.
Schau her, der Liebe stärkster Bann,
Ihr rein Vertrauen ist zerbrochen
Durch jenen Frostgedanken, den
Dein Herz genährt, dein Mund gesprochen!

Du Glaubensloser! sprich — o kam
Denn kein Erinnern über dich?
Vertheidigte kein ernstes Wort,
Kein Lächeln, keine Thräne mich?
Hat all die Lieb' all unsrer Zeit
Nicht einen Ruf zu dir entsendet?
War dir mein Auge nicht ein Strahl,
Der jegliches Gewölke blendet?

Ob Freud' und Lächeln wiederkehrt,
Ob wohl noch manche Lust uns blieb:
Doch ist die Lieb' nicht göttlich mehr,
Wenn sie erst sagen muß: „Vergieb!"

O, mehr als nächt'ge Schatten hat,
Wie sehr uns auch umlacht der Morgen,
Des ersten Nachtgedankens Hauch
Den ganzen Himmel uns verborgen!

Nicht mehr der Hoffnung klarer Quell,
Der Kelch der Reue winkt uns nun.
Noch mögen in der Liebe Hain,
Gekrönt mit Rosen, still wir ruhn —
Doch matt nun lächeln wird ihr Mund,
Ihr Auge trüb aus Zähren schauen,
Aus ihren Wunden wird das Blut
Die Blumen all' am Weg bethauen.

Gieb Acht, o Lieber, daß kein Pfeil
Ihr zartes Herz zuletzt durchbohrt,
Daß nicht ihr trüber Schimmer selbst,
Ihr traurig Lächeln uns verdorrt!
Daß scheidend nicht an ihrem Grab,
In das verwelkte Blüthen fallen,
Wir in das weite Leben ziehn,
Allein den öden Pfad zu wallen!

Ariadne.

O Tochter Kreta's, der noch kaum
Das Glück gelächelt — wie geschwind
Erblasst dein junger Lebenstraum,
Du arm, verlassen, einsam Kind!
Die Brust, an der dein Haupt geruht,
Stößt ihre Last zurück; das Aug',
Das einst geflammt in Liebeshauch,
Sah jetzt dich an mit kalter Gluth;
Der Arm, der an das Herz dich zog,
Sich warm um deinen Nacken bog,
Umarmt nun Andre — Theseus log!

Doch, Ariadne, du bist werth,
Dass dich dein finstres Loos verzehrt,
Denn du erniedrigst dich im Weh!
Steh' auf, und freudig sag ihm: „Geh!"
Denn Gott und Erdensohn — gesteh! —
Dess Lieb' und warme Leidenschaft
Selbstsucht und rohen Stolzes Kraft
Zerstört, erkältet und erschlafft,
Ist allzu kläglich und gemein,
Um einen Schatten nur von Pein

Der Stirn des Weibes zu verleihn,
Weil er von dannen zeucht;
Um eines Morgens goldne Pracht,
Den Traum zu stören einer Nacht;
Um ihres Auges sanften Strahl
Erdwärts zu ziehn ein einzig Mal,
Von einer Thräne feucht!

Du solltest jauchzen — du bist frei
Der Fessel, welche kurz dich band.
Dies, dies dein stolzer Abschied sei
Auf jenem kahlen Inselland:

„Geh *hin*, Verräther, der die Treue brach!
Geh — trage nach Athen dein ehrlos Haupt!
O, beugen könnt' ich mich in meiner Schmach,
Die Stirn am Fels zerschmettern sinnberaubt,
Hätt' ich dich je geliebet, wie du bist,
Belügend selbst mein Herz mit arger List!

„Doch so nicht liebt' ich dich — nein, vor mir stand
Ein Wesen, herrlich, stolz in Königspracht,
Deß Lippe, nur für mich zu glühn, bekannt,
Deß Herz mir seiner Liebe Zoll gebracht;
Und Das warst du — mit Schätzen, ach, gekrönt,
Mit denen dich mein reicher Geist verschönt!

„Nicht als ein Traumbild hatt' ich dich erkannt,
Als meine Seel' entzückt in deine floss;
Dein Wesen fast zu einem Gott erstand —
Solch einen Glanz um dich mein Lieben goss!
Und ich auch schien unsterblich schon beglückt,
Von deiner Lippe Flammenkuss berückt!

„Nun bist du eingeschrumpft zu Theseus mir; —
Sieh her, die Götter haben fortgeweht
Von deiner Stirn der luft'gen Krone Zier;
Das Purpurkleid, darin du dich gebläht,
Zerriss — ein Fetzen kaum umwallt dich mehr,
Bettler an Allem, was da groß und hehr!

„Auch meines Hasses nicht halt' ich dich werth;
Er wär' ein Strahl noch, der dein künft'ges Loos
Mit einem Schimmer doch von Glanz verklärt'!
Zeuch fort, ein Traum, ein böser Schatten bloß!
Nichts sei dein Name, als ein Dieb, der sich
Lautlos und feig aus meiner Seele schlich!

„Ob du aus meines Herzens Himmel auch
Die heil'ge Flamme stahlst: es giebt dich frei;
Dich kettet Nichts, als deiner Schande Hauch,
Kein Kaukasus dir mein Erinnern sei;

Denn selbst mein finstrer Haß, entlüd' er sich,
Verstrahlte noch zu viel des Ruhms auf dich!

„Du denkst, mein Leben sei nun öde Nacht —
Ha! es ist Nacht, doch sternenlicht-erhellt;
Hoffnungen glänzen noch in stolzer Pracht,
Freie Gedanken ziehn durch seine Welt;
Und majestätisch, ruhig, kalt und hoch
Erblinkt die Luna seines Himmels noch!

„Wenn du mich arm gewähnt und thorengleich,
Wie blind bist du, gesunkner Göttersohn!
Sieh, an Verachtung deiner bin ich reich;
Und Götter schauen von Olympos' Thron
Auf mich herab — heilig für alle Zeit
Sei Naxos, und zur Göttin ich geweiht!"

Auf jenem Riff, wo blaß und kalt
Du spähtest, wie sein Kiel entwallt';
Wo, gleich zersprungner Harfe Klang,
Du, Königskind, geklagt so bang,
Und wie ein Blümlein dich geneigt,
Wenn es ein Regenguß bestreicht: —
Dort solltest aufrecht kühn du stehn,
Der Eiche gleich im Sturmeswehn,
Gebeugt nicht, noch zerspellt!

Es sollte durch die Lüfte glühn
Dein letzter Blick und ihn umsprühn,
  Ein Blitz vom Himmelszelt!
Dort solltest schaun du klarbewusst,
Wie fern sein Segel jetzt entschwebt,
Kein wilder Schmerz in deiner Brust,
Von keiner Hoffnung feig durchbebt; —
Nur dieser flücht'gen Worte Ton
Sendend empor zu Jovis Thron:

„Hemm deiner Rache Donnerkeil,
Und des Verräthers Fahrt beeil!
Ihn locke nicht Sirenensang —
Nein, gieb ihm Glück den Pfad entlang!
Wie einen schnellen Pfeil zum Ziel
Beflügle seiner Barke Kiel!
Send hinter ihm die Stürme her,
Den Feigling jagend übers Meer!
Vom Blitz sei ihm der Weg gesagt —
Triff ihn, wenn er die Rückkehr wagt!"

Elizabeth Oakes-Smith.

Der Mädchenname dieser bekannten Vertreterin der Frauenrechte war Prince. Bei Portland in Maine geboren, wurde sie in ihrem fünfzehnten oder sechzehnten Jahre die Gemahlin des Romanschriftstellers und berühmten Verfassers der „Jack Downing letters,“ Seba Smith, dem sie nach New-York folgte, wo sie noch heute lebt. Außer zwei Tragödien und mehreren in Prosa verfassten Werken, hat sie verschiedene Sammlungen ihrer Gedichte veröffentlicht, welche sich großen Beifalls erfreuten, obschon die Form ihrer meisten Produktionen an einer ermüdenden Umständlichkeit leidet.

Eros und Anteros.

Man sagt, dass Psyche einst zur Nacht
Kupido schlummern sah;
Still lag der Schalk voll Liebespracht,
Und bebend trat sie nah.
Doch er, geblendet durch den Schein
Des Lichts am Lager dort,
Floh, wie vor sünd'gen Melodein,
Von Psyche's Seite fort.

O, schlecht die Fabel, falsch das Lied! —
Voll Trauer Psyche stand,
Bewusst, dass Amor nicht entflieht,
Wenn je ihr Blick ihn fand.
Verwechselt hatte sie beim Spähn
Den Gott der heil'gen Triebe;
Nicht Eros war's — sein Bruder, den
Sie fand: — den Schein der Liebe!

Frances Sargent Osgood.

Diese gefeiertste aller amerikanischen Dichterinnen, die Tochter des Kaufmanns Joseph Locke in Boston, ist im Jahre 1816 in letztgenannter Stadt geboren, und vermählte sich 1835 mit dem Maler S. S. Osgood, welcher vier Jahre mit ihr in London verlebte. Seit 1840 wohnte sie in New-York, und starb daselbst an der Schwindsucht am 12. Mai 1850. Eine Prachtausgabe ihrer poetischen Werke ist in Philadelphia in mehreren Auflagen erschienen. Durch Idealität und Innigkeit der Gefühle erinnern manche ihrer besseren Gedichte an Shelley's Produktionen.

An den Genius der Dichtung.

Verlaſs mich nicht! Laſs mich nicht kalt und einsam,
Du Ideal, zu dem *mein* Sehnen flog!
Du bist der *Freund, dem Lust* und Leid gemeinsam,
Den ich bewahrte, ob mich Alles trog!
Du, der in Glanz das ärmste Blümchen hüllet,
Der Wahrheit Geist, der Lieblichkeit, des Lichts;
Du, der mit Zukunftsmärchen schon erfüllet
Die Jugend mir im Bild des Traumgesichts;
Du, der den Geist in eine Glorie kleidet,
In welcher er beschützt vor Niederm ruht:
Nimm nicht zurück die Gaben, oft beneidet,
Die ich von dir geerbt als höchstes Gut!
Verlaſs mich nicht! Laſs mich nicht kalt und einsam,
Du Hoffnungsstrahl, zu dem mein Sehnen flog!
Du bist der Freund, dem Glück und Schmerz gemeinsam —
Verzweiflung wär's, wenn mich dein Wort betrog!

Du, der in Kindheitsträumen mich umschwebte,
Aus Wolken Bilder schuf in blauen Höhn,
Der Berg und Thal und Wildnis rings belebte
Mit luft'gen Wesen, bleich, doch seltsam schön,
Der mir erzählte, was die Winde rauschen,
Wenn flüsternd sie das Blätterdach durchwehn,
Der mir gebot, des Regens Spiel zu lauschen,
Als Lied sein heimlich Plätschern zu verstehn;
Du, der gestimmt des Stromes Wellenschlagen,
Bis mir Gesänge sein Gebraus beschied,
Ein wehmuthfeuchtes Lied voll trüber Sagen,
Von Lieb' und Ungemach ein Klagelied:
Verlaß mich nicht! Laß mich nicht kalt und einsam,
Verheißungsstern auf meinem nächt'gen Pfad!
Flieh nicht hinweg! Ach, dir nur ist gemeinsam,
Was dieses Herz an Wonn' und Schönheit hat!

Du, der, wenn Andre lieblos ich gefunden
Und nie Erfüllung meinem Sehnen kam,
Mit deinen lichten Blumen mich umwunden,
Mich kosend zu entschmeicheln meinem Gram: —
Bei allen heil'gen, gluthentfachten Träumen,
Die mir der Liebe Wiegenlied gesandt;
Bei aller frommen Andacht in den Räumen
Des Herzens, die ich je dir zugewandt;
Bei allen Weisen, die du meine Lieder
Ersinnen lehrtest, — harre aus bei mir!

Einmal entflohn, ach! kehrst du nimmer wieder,
Und rings im All der Zauber flieht mit dir!
Sag nicht, mir sei des Frühlings Blüth' entwichen,
Weil auf die Stirn die Zeit mir Furchen zog —
Der Liebe Ros' ist heut noch unverblichen,
Ob auch das Glück, die Hoffnung längst entflog!

Wohl drückt mich Schuld und sündiges Vergehen,
Da unwerth deiner meine Gaben sind,
Und schamvoll stamml' ich dir mein brünstig Flehen:
O, nicht verlass mich — taub und stumm und blind!
Taub für die Musik, rings im All erklungen,
Blind für die Pracht von Lenz und Sternenzelt;
Verlass mich nicht, du Geist, von Gott entsprungen,
Einsam verloren in der kalten Welt!
Der Himmel weiss: ich kann dich nicht entbehren,
Süß zu berücken mich auf dunkler Bahn,
Zu lindern mir die Last der Pflicht, der schweren,
Und Tags und Nachts mit lichtem Traum zu nahn.
O, lass bei dir mich Trost und Frieden trinken,
Dass nicht mein Geist dem Nichtigen sich schart;
Lass im Gemeinen nicht mein Herz versinken,
Dem stets ich Mitleid nur und Zorn bewahrt!
Verlass mich nicht! Lass mich nicht kalt und sehnend,
Du Vogel Edens, der mich aufwärts trug!
Flieh nicht, gen Himmel dein Gefieder dehnend,
Ach — oder lass mich theilen deinen Flug!

Eurydike.

Die Brust bewegt von jedem ernsten Wort,
Hatt' ich die alte Sage neu durchlesen,
Worin der göttergleiche Jüngling dort,
Von aller Liebeskunst das Bild und Wesen,
Der Sonne Kind, mit süßem Zaubersang
Um seine Liebe kühn in Pluto's Hallen drang.

Und in der wilden, heil'gen Sage sieht
Mein Herz sein eigenes Geschick geschrieben.
Verlorne du, von deines Dichters Lied
Gefeiert mit des Mannes höchstem Lieben,
Verehrt zu glühend: — wenn dein Leib zerstiebt,
Wär' süß dir nicht der Tod, zu heiß von ihm geliebt?

Ich schau' die Scene. — Thronend in der Nacht,
Wie auf des Ätna Kamm ein Blümlein blühet,
Ruht beim Gemahl Proserpina voll Pracht,
Und nah ihr du, für welche Orpheus glühet.
Für dich sein Saitenspiel ein Lied erhebt,
Indeß im Dunkel fahl dein Schatten ihn umschwebt.

Ich seh' den Jüngling — Dunkle Locken fluthen
Um sein verhärmtes, geisterbleiches Haupt;
Es haucht sein Mund der Töne heil'ge Fluthen,
Sein Auge spricht von Lieb', ihm nun geraubt.
Es ruht auf dir sein Blick, von Trauer weich,
Indeß sein Lied bezwingt des Hades Schreckensreich.

Ich schau' sein Antlitz, göttergleich erstrahlend,
Wie er die Töne durch den Orkos schickt,
Und, eine heil'ge Liebesschuld bezahlend,
Unwandelbar auf Pluto's Stirne blickt.
Ihn schreckt kein Grauen, das sein Aug' ermißt,
Da du, Eurydike, sein Leben, nah ihm bist!

Ein Vorspiel zittert durch die finstern Hallen,
Wie wenn ein Engel, der gefesselt dort,
Um Lieb' und Leben fleht, dem Tod verfallen,
Und seine Seel' ergießt im Klagewort;
Ein wilder Schrei — ein Ton, von Schmerz durchwallt,
Bis er, ein Siegeslied, der Hölle Graun durchschallt!

Und du, die bleichen Hände sanft gefaltet,
Durch seinen Blick ins Leben neu geweckt;
Das Haar ums Haupt der Krone gleich gestaltet,
Die deinen Hals mit goldner Fluth bedeckt,
So stehst du da, in Schweigen starrt dein Mund,
Doch Antwort spricht die Lieb' aus deiner Seele Grund:

„Sing fort, mein Orpheus! Während Alle schweigen,
In Marmorbilder durch dein Spiel verkehrt,
Wird mir allein durch deiner Töne Reigen,
Durch deine Macht das Leben neu beschert;
Denn jeder Ton, der in mein Herz sich schleicht,
Weckt seiner Pulse Kraft — des Todes Sieg entweicht!

„Sing fort, mein Orpheus! Während dein Gesang
Dies Schreckensreich mit Götterlust erfüllet,
Hat, o Geliebter, deiner Töne Klang
Mit Zauberfesseln jeden Geist umhüllet.
Der Tod sogar liegt hilflos neben mir,
Und bannt umsonst mein Herz ins kalte Frostrevier!

„O theurer Orpheus, rühr dein Saitenspiel!
Schau, wie Proserpina auf goldnem Thron,
Als ob ein Strahl des Lichts ins Aug' ihr fiel,
Durch Thränen lächelt, halb bezwungen schon;
Sie lehnt ihr Haupt auf ihres Gatten Brust,
Dem müden Kinde gleich gelullt in Schlummerlust!

„Spiel fort, mein Sänger! Noch ein wildes Lied!
Triumph! es krönt der Sieg dein herrlich Wort!
Schau, machtlos Pluto zu dir niedersieht —
Sein Spruch erschallt — er winkt uns eilig fort!
Hinweg, glorreicher Held! doch Geist und Leib
Der süßen Harfe leih, daß nicht entschweb' dein Weib!

„Denk nicht an mich! Denk lieber an die Zeit,
Wo, bebend unter ehrner Krieger Tritt,
Durch deiner Lieder mächt'gen Bann gefeit,
Die Argo durch die salz'gen Wogen glitt,
Und, durch Athene's Götterhuld gelenkt,
Den schlanken Kiel mit Lust ins Wellengleis gesenkt!

„Auch denken magst du im Erinnrungstraum,
Wie Thrakiens Wälder dir das Haupt geneigt;
Schau, wie den Klängen horchend Baum an Baum
Von Neuem dem erstaunten Grund entsteigt,
Wie Hain auf Hain vom Berge niederwallt,
Und dir im Reigentanz sein fröhlich Rauschen schallt!

„Denk nicht an mich! Ha, bei des Orkos Nacht,
Mein Herr, mein König, denk an das Gebot!
Wend nicht zurück der Augen Flammenpracht! . . .
Verloren — ach, für ewig! — 'S ist der Tod! —
Die Schlange stach aufs Neu — zum Orkos treibt
Es mich hinab! Das Leben flieht, die Liebe bleibt!"

Lied.

Wenn Alle, die vor mir das Knie
Gebeugt mit Sang und Liebesscherz,
Sich nur zum Schein der Tugend weihn:
Doch beugte nie sich dir mein Herz!

Die Lippe, die mir Treue schwört,
Muss unbefleckt von Lüge sein;
Das Herz, dem meins dereinst gehört,
Muss sich, vor mir, der Ehre weihn.

Und wärest du ein Fürst der Welt,
Und ich ein Sklav in Kettenerz —
Ob mein Gebein am Fels zerschellt':
Ich beugte nimmer dir mein Herz!

Bis seine Schicksalsstunde schlug,
Will ich es wahren stolz und rein;
Ob ihm Verderben bringt dein Trug:
Es breche eh'r, als dass es dein!

Mein Traumbild.

Mein Traumbild, das hehre — ich sucht' es in dir;
Gleich Sternen im Meere, zerronnen ist's mir.

Und soll ich, vernichtend den göttlichen Trieb,
Durch Lüge verzichtend auf heilige Lieb', —

Soll fort ich nun senden das himmlische Bild,
Vom Lichte mich wenden aus Edens Gefild?

O Schuld, die mir bliebe, könnt' treulos ich sein
Mir selbst und der Liebe, dir folgend allein!

Wie einsam auch immer mein Leben verstreicht:
Ich trag' es, wenn nimmer die Hoffnung entweicht —

Die Hoffnung, daß, nährend in heiliger Gluth
Die Liebe, die während im Herzen mir ruht,

In besseren Landen sie einstmals erwacht,
Erlöst von den Banden der irdischen Nacht.

Stumme Liebe.

Geschlossner Rosenknospe gleich im Hag
Sei unsre Lieb', erröthend, sich zu zeigen,
Verschleiernd Duft und Glanz bis zu dem Tag,
Wo Seel' und Seel' der Staubeshüll' entsteigen.

Laß keinen Hauch der Leidenschaft die Hut
Der scheuen Blätter zur Entfaltung schrecken;
Laß nicht des Sonnenstrahls zu heiße Gluth
Die thauige Frische ihres Kelchs beflecken!

Verschlossen wahr sie wie ein Heiligthum —
Mit Thränen magst du sie, mit Lächeln nähren;
Doch hüte stets den lichten Schleier drum,
Laß kein Berühren ihre Pracht entehren!

Sei du begnügt, zu wissen, nicht zu sehn
Die Gluth, den reichen Schatz in ihrer Seele,
Zu fühlen ihres Blumengeistes Wehn —
Und halt ihr Lächeln rein von Sünd' und Fehle!

O, wahr sie heilig! Zwingst du sie zum Blühn: —
Gen Himmel wird sie ihren Duft entschicken,
Wie einst mit Trauer floh und Zornesglühn
Der aufgeschreckte Gott vor Psyche's Blicken.

An den Schlaf.

Komm zu mir, Engel der beladnen Seelen!
Da meine Lieben, angehaucht von dir,
In deinem Reich nun Leid und Freude hehlen,
Laſs mir auch Ruhe nahn — o komm zu mir!

Ich darf um sein willkommneres Erscheinen
Nicht deinen finstern, kalten Bruder flehn;
Denn morgen würd' um seine Mutter weinen
Das Kind, das Keiner liebt nach meinem Gehn.

Bring keinen Traum mir, Schlaf! ob süße Labe
Auch dein Phantom den Müden lächelt zu!
Von dir erbitt' ich keine hehre Gabe,
Als nur die wahrste, schönste: — tiefe Ruh'.

Ich hab' kein Herz, die Dichtung zu begleiten
Bei Elfenruf ins lichte Feenrevier;
Ich bin zu elend, krank und müd vom Streiten —
Gieb mir nur Ruh', denn Ruh' ist Alles mir!

Auch male nicht der Zukunft Glanz und Frieden,
Mag sternbesäet mit Ruhm ihr Dunkel sein;
Denn kein Geschenk, Unsterblichen beschieden,
Weckt diesem kalten Aug' der Hoffnung Schein.

Und die Vergangenheit, die grause! — nimmer
Sei der Erinnrung Labyrinth durchirrt!
O, brächtest du Vergessenheit auf immer
Von Dem, was ist, und war, und werden wird!

Ein Unkraut.

Wenn, aus den Nordlandswäldern trüb entweichend,
Des Sommers letzter Seufzerhauch verklingt,
Indeſs der Blumen mildes Aug' erbleichend
Sein Lebewohl in jeder Bergschlucht singt:

Dann wird ein Herz, zu treu der Lieb' ergeben,
Allendlich brechen, und auf stiller Gruft
Ihr, die zu laut man pries, ein Stein sich heben —
Den Frieden fand sie dort, nach dem sie ruft.

Nicht klagend werdet ihr sie dann verlassen,
Ihr wiſst, daſs ihr willkommen tiefe Ruh';
Der Zephyr flüstert Nichts von Lieb' und Hassen,
Kein Wehlied rauscht ihr dort das Bächlein zu.

Bestattet sie, wo ihren Schlaf erschrecken
Kein Tritt des Heuchlers darf in Ewigkeit;
Der Lieb' und Trauer mögt ihr nur entdecken
Ihr Grab, daſs sie verweinen dort ihr Leid.

Und Mancher — denn ob sie in blindem Träumen
Auch oft geirrt, war sie doch warm geliebt —
Ja, Mancher wird an ihrem Hügel säumen,
Und Blumen pflanzen, die sie einst geliebt.

Ich weiß, wer dann die Blume bringt, von Beiden
Zumeist geliebt: das Veilchen, jener Gruft;
Mit Lilien wird ein Andrer sie bekleiden,
Vielleicht umwallt sie auch Cypressenduft!

Dann komme du, wenn Alle sonst geschieden,
Du, der allein ihr ganzes Weh gekannt,
Wirf ihr aufs Grab, darin sie fand den Frieden,
Ein müßig Kraut, das nicht zu blühn verstand!

Zweites Buch.

England.

Lady Anne Barnard.

Geboren am 8. December 1750, die Tochter von James Lindsay, fünftem Earl von Balcarras, vermählte sich die Dichterin 1793 mit Andrew Barnard, dem Sohne des Bischofs von Limerick; derselbe war Bibliothekar Georg's III. und nachmals Sekretär der Kolonie am Kap der guten Hoffnung. Sie starb kinderlos am 6. Mai 1825. Der erste Theil der nachstehenden Ballade wurde bereits 1771 von ihr verfasst, und galt lange Zeit für ein altes schottisches Volkslied. Erst zweiundfünfzig Jahre später (1823) bekannte sich Lady Barnard in einem Briefe an Sir Walter Scott als die Verfasserin, und schickte demselben gleichzeitig zwei Fortsetzungen des Gedichtes ein.

Alt Robin Gray.

1.

Wenn die Schafe sind im Stall, wenn heim die Kühe gehn,
Wenn rings die müde Welt in stiller Ruh wir sehn:
Dann fällt des Herzens Weh vom Aug mir strömeweis,
Vom Gatten ungesehn, der bei mir schlummert leis.

Jung Jamie war mir lieb und wollte mich zur Braut,
Doch er hatte nur 'ne Kron', er war 'ne arme Haut;
Die Kron' ein Pfund zu machen, aufs Meer er da entwich —
Und die Krone und das Pfund, sie waren beid' für mich.

Ein Jahr erst war er fort, da traf uns böser Harm,
Gestohlen ward die Kuh, mein Vater brach den Arm,
Und die Mutter wurde krank — mein Jamie war zur See —
Da machte mir den Hof der alte Robin Gray.

Mein Vater konnt' nicht schaffen, die Mutter nicht mehr spann;
Ich schaffte Tag und Nacht, doch ihr Brot ich nicht gewann.
Alt Rob ernährte Beid' und mit Thränen schaut' er drein:
„O Jenny — ihrethalb — sag an, willst du mich frein?"

Mein Herz, es sagte Nein, und nach Jamie blickt' ich aus;
Doch sein Schiff war ein Wrack, kalt pfiff des Sturms Gebraus,
Sein Schiff, es war ein Wrack! O warum starb er nicht?
Warum noch schlägt mein Herz, daß nun es: Weh mir! spricht?

Mein Vater drängte sehr — und Mutter gar Nichts sprach,
Doch sie sah mir in das Auge, daß schier das Herz mir brach;
Sie gaben mich ihm hin; doch mein Herz war auf der See,
Und so wurde, ach, mein Gatte der alte Robin Gray.

Ich war sein ehlich Weib der Wochen höchstens vier,
Und still und trauernd saß ich auf der Bank vor meiner Thür;

Da sah ich Jamie's Geist — er selber konnt's nicht sein —
So glaubt' ich, bis er sprach: „Nun komm' ich, Lieb,
dich frein."

Ich grüßt' ihn trüb, o trüb! wir sprachen fast kein Wort;
Ein Kuſs und weiter Nichts — dann bat ich ihn: Geh fort!
Ich wollt', ich wäre todt; doch Das wird lang noch sein,
Denn, o, ich bin so jung, und muſs schon: Weh mir!
schrein.

Ich wandle wie ein Geist, mit Spinnen nicht mich quäl',
Darf nicht an Jamie denken, Das wäre Sünd' und Fehl.
Doch will ich treu mich mühn, ein gutes Weib zu sein,
Denn alt Robin Gray sorgt ja für mich allein.

2.

Die Tage wurden lang, vom Aug' die Thräne wich;
Vielleicht es war Verzweiflung: zufrieden wähnt' ich mich.
Sie sprachen, bleich und welk sei meiner Wangen Zier;
Ich konnt's nicht sehn — denn Jamie gab einst den Spiegel
mir!

Mein Vater war so trüb, die Mutter krank und weh,
Doch was zumeist mich schmerzte, Das war alt Robin Gray.
Ob er kein Wort auch sprach: die Wang' in Thränen floss,
Sie welkte wie ein Ast, auf den der Waldstrom schoss.

Er legte sich ins Bett; er wurde fahl und falb;
Er wollte keinen Arzt. „'S ist besser ihrethalb!"
So sprach er oft, und seufzte. Zuletzt hieß er mich gehn,
Die Nachbarn herzurufen, sie noch vorm Tod zu sehn.

„Ich hab' sie sehr betrübt," sprach er; „doch kannt' ich nicht
Die Wahrheit — und Das ist's, was nun das Herz mir
bricht.
Klagt nicht! Für sie ist's gut, denn Tod wird bald befrein
Ein jung und treues Herze von schwerer Bande Pein.

„Gar manchen Tag um sie ich Müh' und Sorg' mir gab;
Ich wollte gern sie frein, sie aber schlug mir's ab.
Ich wusste Nichts von Jamie, und — weh um meine Ruh'! —
Dass mein sie würde, stahl ich — stahl selber ihre Kuh!

„Was scherte mich die Kuh? Ich dachte nur an dich,
Die Kuh, so glaubt' ich, trennte allein mein Lieb und mich.
Solang die euch ernährte, sprachst oft du fest und zäh,
Du wollest nimmer frein den alten Robin Gray.

„Doch Krankheit in dem Haus, und Hunger vor der Thür—
Da gab sie mir die Hand — das Herze brach ihr schier.
Das Herz, es brach ihr schier — Was nahm ich ihre Hand?
Gar arge Sünde häuft' ich auf dies gesegnet Land!

„Nicht lange war's, da kam die Wahrheit über mich;
Denn Jamie kam zurück, und Jenny's Wang' erblich.
Doch ob die Wang' erblich, treu blieb sie ihrem Herrn...
Jenny, ich sah es All — und, o, nun sterb' ich gern!

„Ist Jamie da?" so sprach er, und Jamie bei uns stand —
„Ihr habt einander lieb; — wohl, reicht euch jetzt die Hand!
Ich geb' dir, junger Mann, mein Haus und All, was mein,
Mein liebes Weib dazu, das nie ich durfte frein!"

Wir küßten seine Hand — sein Antlitz lächelnd schien;
Und Jamie sprach: „Vor Gott ist seine Schuld verziehn.
O Jenny, sieh dies Lächeln — verziehn ist seine Schuld;
Wer trotzte dem Versucher, wo's gälte deine Huld?" —

Süß war die erste Zeit; doch war's auch traurig sehr —
Mit Thränen in dem Auge kannt' ich mich selbst nicht mehr;
Denn leicht war mir das Herz wie dem Vogel in der Luft,
Und auch das trübste Weh umhaucht von Glanz und Duft.

Heller, als je zuvor, strahlt mir der Sonne Schein,
Ich bin nun Jamie's Weib — wer könnte froher sein?
Die Alten dort am Herd — ein Kind an meiner Brust,
Und Jamie, o, er blickt mir ins Aug voll sel'ger Lust!

Mrs. Caroline Elizabeth Sara Norton.

Geboren 1808 zu London, eine Enkelin von R. B. Sheridan, verlor sie früh ihren Vater, und wurde nebst ihrer Schwester von einer hochgebildeten Mutter erzogen. Eines Jugendgeliebten durch den Tod beraubt, wurde sie in einer unseligen Stunde die Gemahlin des Kapitäns G. Ch. Norton, mit welchem sie eine Reihe von Jahren in trostloser Ehe lebte. Die Verhandlungen des Scheidungsprocesses ließen ihren Charakter in edelstem Lichte erscheinen. Sie hat sich seitdem in stiller Zurückgezogenheit ausschließlich literarischen Arbeiten gewidmet, und gilt für die erste jetzt lebende Dichterin Englands.

Der sterbende Krieger.

Ein fremder deutscher Krieger
lag sterbend in Algier,
Kein weiblicher Engel pflegt' ihn,
beweint' ihn trauernd hier;
Doch während sein Blut entströmte,
stand bei ihm an fremdem Ort
Ein Freund mitleidigen Blickes
und lauschte seinem Wort.
Der sterbende Krieger bebend
ergriff des Gefährten Hand,
Und sprach: „Nun schau' ich nimmermehr
mein theures Heimatland!
Bring meine letzten Grüße
den fernen Lieben mein

Im Vaterhaus zu Bingen —
zu Bingen an dem Rhein!

„Sag den Brüdern und den Freunden,
wenn sie dich trüb umstehn,
Mein traurig Loos zu hören,
wo Rheineslüfte wehn,
Daſs die Schlacht wir tapfer schlugen,
und nach dem blut'gen Tag
Wohl mancher Leichnam geisterhaft
im Abendscheine lag;
Daſs ergraut in Kriegen Manche,
die auf dem Schlachtfeld ruhn,
Die Todeswund' auf narb'ger Brust,
die letzte Wunde nun!
Doch Ein'ge waren jung, als sie
entführt des Todes Reihn —
Und Einer kam von Bingen,
schön Bingen an dem Rhein!

„Sag Mutter, daſs ihr Gott zum Trost
der Söhne drei verliehn —
Ich war ein wilder Vogel, dem
sein Heim ein Käfig schien;
Denn mein Vater war ein Krieger,
und schon als Kind ich war:

Wie schwoll mein Herz, wenn er erzählt
von Schlachten und Gefahr!
Und als er starb, und wir uns
getheilt in Hof und Herd,
Ließ ich den Brüdern jeglich Gut,
und nahm des Vaters Schwert,
Und hängt' es auf, wo goldig
es blitzt' im Sonnenschein
An der Hüttenwand zu Bingen,
still Bingen an dem Rhein.

„Sag der Schwester, daß sie senk' um mich
in Thränen nicht das Haupt,
Wenn froh die Krieger heimwärts ziehn,
vom Siegeskranz umlaubt.
Nein, ruhig blick' ihr Auge,
von stolzer Gluth durchloht,
Denn auch ihr Bruder war ein Held,
und scheute nicht den Tod.
Und sucht ein Kampfgefährte
ihr Herz, so bitt' ich sie,
Mit Freude zu empfangen,
was ihr das Glück verlieh,
Dem alten Schwert dann neu den Platz
an der Hüttenwand zu weihn —
Zu Ehr' dem alten Bingen,
lieb Bingen an dem Rhein!

„Noch Eine (nicht die Schwester!)
ist da im Uferthal,
Wohl hättest du sie einst erkannt
an des Auges heitrem Strahl;
Zu rein für eitle Künste,
zu gut für Bitterkeit —
O Freund, das allerfrohste Herz
trifft oft das schwerste Leid!
Sag ihr: am letzten Abend —
denn eh' der Mond sich hebt,
Ist schon mein Leib von Schmerz erlöst,
mein Geist der Haft entschwebt —
Träumt' ich, daß wieder ich mit ihr
hoch stünd' im Sonnenschein
Am weinbekränzten Bingen,
schön Bingen an dem Rhein.

„Ich sah die Rheineswogen ziehn,
es rauschten an mein Ohr
Die deutschen Lieder, die wir einst
gesungen hell im Chor;
Und aus dem grünen Strome
und von den Hügeln all'
Erscholl im Abendschweigen
des Echos Wiederhall;
Und ihr blaues Auge ruhte
auf mir, als Hand in Hand

Ins Thal wir niederschritten
zum wohlbekannten Strand,
Und ihre Lippe hauchte
viel' süße Schmeichelein —
Ach, nimmer kehr' ich nach Bingen,
lieb Bingen an dem Rhein!"

Sein Wort erstarb in Schweigen,
sein Blick ward trüb und leer,
Sein Händedruck war kraftlos,
er seufzte leis und schwer.
Wohl lauschte sein Gefährte,
doch das Leben war verloht,
Der fremde deutsche Krieger
im fernen Land war todt.
Der Mond erhob sich langsam
und schaute still hinab
Auf den rothen Sand der Wahlstatt,
auf manch ein offnes Grab;
So ruhig auf dies Schreckbild fiel
sein lichter Silberschein,
Wie auf das ferne Bingen,
schön Bingen an dem Rhein.

Mrs. Blackwood.

Diese talentvolle Dichterin, die Schwester von C. S. Norton, war die Gemahlin des Kapitäns Price Blackwood, später Erbe des Titels Lord Dufferin und Clanboy. Vor ihrem zwölften Jahre hatte sie bereits einen Band Gedichte geschrieben, der von ungewöhnlichen Anlagen zeugte; in späterer Zeit hat sie jedoch, außer der nachfolgenden Produktion, wenig Bedeutendes veröffentlicht. Die eingeklammerten Strophen fehlen in den meisten Abdrücken des Liedes.

Klage des irischen Auswanderers.

Ich sitze auf dem Steg, Mary,
Wo wir saßen Hand in Hand
Am klaren Morgen des Maitags einst,
Als ich zuerst dich fand.
Es keimte frisch und hoch das Korn,
Und der Finke schlug hell im Strauch,
Und die Ros' lag auf deinem Mund, Mary,
Und die Lieb' in deinem Aug'.

Der Platz ist wenig anders, Mary,
Wie einst ist blau der Tag,
Des Finken Lied klingt in mein Ohr,
Und grün ist wieder der Hag.
Doch mir fehlt der Druck deiner Hand,
Und mir fehlt deiner Stimme Sang,
Vergebens lausch' ich dem lieben Wort,
Das auf ewig nun verklang.

Ein Schritt nur ist's zu jenem Zaun,
Und die kleine Kirch' ist nah,
Die Kirche, die uns verband, Mary —
Den Thurm noch seh ich da.
Doch der Friedhof liegt dazwischen, Mary,
Und mein Schritt stört deine Ruh';
Dort hab' ich dich zum Schlaf gelegt,
Dich und dein Kind dazu!

Nun bin ich ganz allein, Mary —
Wer hat den Armen lieb?
Doch ach, so heißer liebt er wohl
Das Wen'ge, das ihm blieb.
Du warst mein einzig Gut, Mary,
Mein Stolz und meine Lust;
Jetzt hab ich Nichts zu lieben mehr,
Seit du starbst an meiner Brust!

[Du warst ein treues Herz, Mary,
Das nie den Muth verlor,
Als mein Arm erschlafft' in des Elends Haft,
Und die Seele Gott verschwor.
Trost lag auf deiner Lippe stets
Und Milde zu jeder Frist;
Drum segn' ich nun dich, Mary,
Ob taub dein Ohr mir ist!

Für dein sanftes Lächeln dank' ich dir,
  Wenn Gram durchschütterte dich,
Wenn die Hungersqual dein Herz verzehrt',
  Und es meinetwillen schwieg!
Ich segne dich um dein herzig Wort,
  Wenn in Trübsal du erbleicht —
O, Dank, dass in ein Land du gingst,
  Wo kein Weh dich mehr erreicht!]

Wohl sag' ich, Mary lieb und treu,
  Dir nun ein lang' Ade —
Doch ich will dich nicht vergessen
  In dem Land, wohin ich geh'!
Sie sagen: Brot und Lohn ist dort,
  Und die Sonne scheint von den Höhn —
Doch nimmer vergess' ich alt Irland,
  Wär's dort fünfzigmal so schön!

[Dann in den großen Wäldern oft
  Schließ' ich die Augen zu,
Und es schweift mein Herz an den Ort zurück,
  Wo Mary fand die Ruh'.
Und mich dünkt, ich seh' den kleinen Steg,
  Wo wir saßen Hand in Hand,
Und den Maientag, wo bei Finkenschlag
  Zuerst mein Herz dich fand.]

George Gordon, Lord Byron.

Geboren zu Newstead Abbey 1877, gestorben zu Missolunghi 1824.

Well! thou art happy.

Ja, du bist glücklich, Weib! und mich
Auch solltest drum du glücklich sehn;
Denn warm, wie einst, bekümmert sich
Mein Herz noch um dein Wohlergehn.

Beglückt dein Gatte! Wehe, dass
Mein Loos so trüb, wenn seins so licht.
Doch sei es drum! — o, wie mein Hass
Ihn träfe, liebte er dich nicht!

Als jüngst dein liebes Kind ich sah,
Brach fast mein eifersüchtig Herz;
Dann lächelte das Kind, und da
Küsst' ich's, gedenkend dein, voll Schmerz.

Ich küsst's und hielt mein Leid zurück,
Dass sein Gesicht dem Vater glich;
Doch hatt' es seiner Mutter Blick,
Und der war Alles einst für mich!

Mary, leb wohl! Nicht ziemt die Pein
Der Klage mir, wenn selig du.
Doch nah dir bleiben? nein, o nein!
Bald fiele neu mein Herz dir zu!

Ich glaubt', ein Thor, dass Stolz und Zeit
Die Jugendflamme mir vertrieb —
Nun fühl' ich, dass die Hoffnung weit,
Doch sonst mein Herz das selbe blieb.

Der Stunde harrt' ich, da die Brust
Vor dir in neuer Regung wallt.
Sie treff' uns stark und klarbewusst!
Sie kam — wir blieben fest und kalt.

Du blicktest tief ins Auge mir,
Kein Zittern dort entdecktest du;
Und Alles, was begegnet dir,
War der Verzweiflung dumpfe Ruh'.

Hinweg! Hinweg! Erinnrungsgluth
Zu altem Traum nicht wecke mich!
Ach, wo ist Lethe's Zauberfluth?
Schweig, thöricht Herz, schweig — oder brich!

Percy Bysshe Shelley.

Geboren am 4. August 1792 zu Field Place in Sussex; ertrank nach einem durch vielfache Unglücksfälle verbitterten Leben am 8. Juli 1822 auf einer Fahrt im Golf von La Spezzia. Seine Asche ruht in Rom neben der Pyramide des Cestius.

Philosophie der Liebe.

Quelle eint sich mit dem Strome,
Dass der Strom ins Meer vertauche;
Wind und Wind am blauen Dome
Mischen sich mit sanftem Hauche.
Nichts auf weiter Welt ist einsam,
Jedes folgt und weiht sich hier
Einem Andern allgemeinsam —
Warum denn nicht wir?

Sieh den Berg gen Himmel streben,
Well' in Welle sieh zerfließen;
Keiner Blume wird vergeben,
Wollte sie den Kelch verschließen;
Und der Himmel küsst die Erd',
Und das Mondenlicht den Fluss —
Was sind all' die Küsse werth,
Weigerst du den Kuss?

Stanzen,

in einer trüben Stunde bei Neapel geschrieben.

Die Sonn' ist warm und still die See;
Mit Lächeln blickt der Himmel drein;
Der Inseln Blau, der Berge Schnee
Umkränzt der goldne Abendschein.
Der Hauch des Äthers, klar und rein,
Umspielt sein träumend Rosenkind;
In wunderbaren Melodein
Erklingen Vogel, Meer und Wind —
Der Lärm der Stadt sogar ist hier gedämpft und lind.

In nie betretner Tiefe schau'
Ich Moos und Flechten ausgespannt;
Wie Sternenfluth der Wellen Blau
Hinplätschert leis zum Uferrand.
Ich sitz' allein am Meeressand;
Der Fluth entblitzt wie leuchtend Erz
Ein Funkeln, und im Abendbrand
Entsteigt ein Klingen uferwärts —
Wie süß, erbebte nur wie meins ein einzig Herz!

Weh mir! ich hab' nicht Glück noch Ruh',
Noch Frieden in des Herzens Nacht,
Noch fiel mir jener Reichthum zu,
Den Weisheit bringen und Bedacht,

Gekrönt mit innrer Glorie Pracht.
Nicht Ruhm noch Macht, nicht Lieb' und Heil —
Ach, Andern hat das All' gelacht;
Sie sprachen jedem Tag: „Verweil!" —
Mir ward des Lebens Kelch in anderm Maß zu Theil.

Doch hier ist selbst Verzweiflung lind,
Wie Abendrauschen, Meer und Fluss;
Fortweinen wie ein müdes Kind
Möcht' ich dies Leben voll Verdruss,
Das ich ertrug und tragen muss,
Bis mir der Tod den Schlummer bringt,
Und in der Lüfte warmem Guss
Mein Geist ins weite All verklingt,
Und meinem Ohr das Meer sein letztes Murmeln singt.

Wohl hör' ich zürnen, ich sei kalt,
Dass ich gestört in dunklem Sinn
Mit einem Herzen, trüb und alt,
Auch dieser Stunde Hochgewinn.
Zürnt immer! denn von Menschen bin
Ich nicht geliebt und doch beklagt,
Ungleich dem Tag, der, wenn dahin
Sein Glanz, der prächtig uns getagt,
Voll Licht und Freude ganz noch im Gedächtnis ragt.

Ode an den Westwind.

1.

O wilder Westwind, du des Herbstes Lied,
Vor dessen unsichtbarem Hauch das Blatt,
Dem Schemen gleich, der vor dem Zaubrer flieht,

Fahl, pestergriffen, hektisch roth und matt,
Ein todtes Laub, zur Erde fällt! O du,
Der zu der winterlichen Ruhestatt

Die Saaten führt — die Scholle deckt sie zu,
Da liegen sie wie Leichen starr und kalt,
Bis deine Frühlingsschwester aus der Ruh'

Die träumenden Gefilde weckt, und bald
Die auferstandnen Keim' in Blüthen sich
Verwandeln, denen süßer Duft entwallt: —

Allgegenwärt'ger Geist, ich rufe dich,
Zerstörer und Erhalter, höre mich!

2.

Du, dessen Strömung bei des Wetters Groll
Die Wolken von des Himmels Luftgezweig
(Engel von Blitz und Regen sind es) toll

Wie sinkend Laub zur Erde schüttelt: — gleich
Dem schwarzen Haare, das man flattern sieht
Um ein Mänadenhaupt, ist wild und reich

Vom Saum des Horizonts bis zum Zenith
Auf deinem Azurfeld die Lockenpracht
Des nahnden Sturms verstreut! Du Klagelied

Des ziehnden Jahres, welchem diese Nacht
Als Kuppel eines weiten Grabes sich
Gewölbt mit all der aufgethürmten Macht

Von Dampf und Dunst, die bald sich prächtiglich
Als Regen, Blitz entladen: — höre mich!

3.

Du, der geweckt aus seinem Sommertraum
Das blaue Mittelmeer, das schlummernd lag,
Gewiegt an einer Bimsstein-Insel Schaum

In Bajä's Bucht von sanftem Wellenschlag,
Und tief im Schlaf die Wunderstadt gesehn,
Erglänzend in der Fluth kristallnem Tag,

Wo blaues Moos und helle Blumen stehn,
So schön, wie nimmer sie ein Dichter schuf!
Du, dem im Zorne selbst entfesselt gehn

Des Weltmeers Wogen, wenn sie trat dein Huf,
Indeß der schlammige Wald, der saftlos sich
Das Blatt am Grunde fristet, deinen Ruf

Vernahm, daß falb sein grünes Haar erblich
Und er sich bebend neigte: — höre mich!

4.

Wär' ich ein todtes Blatt, von dir entführt,
Wär' eine Wolke, ziehnd auf deiner Spur,
Wär' eine Welle, die den Odem spürt'

Von deiner Kraft, und selbst sie theilte, nur
So frei nicht, Stürmender, wie du! Ja, schritt'
Ich noch, ein Knabe, auf der Kindheit Flur,

Begleiter dir auf deinem Wolkenritt,
Als, deinen Flug zu überholen, mir
So leicht erschien: — dann klagt' ich, was ich litt,

So bitter flehend nicht wie heute dir.
O nimm mich auf, als Blatt, als Welle bloß!
Ich fall' auf Schwerter — ich verblute hier!

Zu Tode wund, sinkt in des Unmuths Schoß
Ein Geist wie du, stolz, wild und fessellos!

5.

Lass gleich dem Wald mich deine Harfe sein,
Ob auch wie seins mein Blatt zur Erde fällt!
Der Hauch von deinen mächt'gen Melodein

Macht, dass ein Herbstton beiden tief entschwellt,
Süss, ob in Trauer. Sei du, stolzer Geist,
Mein Geist! O sei es, stürmevoller Held!

Gleich welkem Laub, das neuen Lenz verheisst,
Weh meine Grabgedanken durch das All,
Und bei dem Liede, das mich aufwärts reisst,

Streu, wie vom Herde glühnder Funkenfall
Und Asche stiebt, mein Wort ins Land hinein!
Dem Erdkreis sei durch meiner Stimme Schall

Der Prophezeiung Horn! O Wind, stimm ein:
Wenn Winter naht, kann fern der Frühling sein?

Alfred Tennyson.

Der erste jetzt lebende englische Dichter, geboren 1810, der Sohn eines Geistlichen in Lincolnshire, studierte in Cambridge, und ist seit Wordsworth's Tode Hofpoet der Königin.

Lieder aus „Die Prinzessin.“

1.

Nun schlafen rings die Blumen, weiß und roth,
Im Garten regt sich die Cypresse nicht,
Der Goldfisch nicht im Porphyrrund; es wacht
Die Feuerfliege — wache du mit mir!

Nun schimmert wie ein Geist der Silberpfau,
Und schimmernd wie ein Geist erscheinst du mir.

Nun, eine Danae, unter Sternen liegt
Die Erde — und dein Herz liegt offen mir.

Nun fällt das stille Meteor, und lässt
Die Spur von Licht, wie dein Gedank' in mir.

Die Lilie nun entfaltet ihre Pracht,
Und taucht sich in den Busenschoß des Sees:
Entfalte so dich, Theurer, du, und tauch
In meinen Busen, und geh auf in mir!

2.

Steig nieder, Maid, von jener Bergeshöh!
(So sang der Schäfer). Was erfreut dich dort
In kalter Höh', auf lichtem Hügelfirst?
Hör auf, so nah dem Himmelszelt zu thronen,
Ein Sonnenstrahl, auf welkem Tannenbaum,
Ein Stern, auf funkelnder Gipfelhöh' zu ruhn;
Und komm — denn Liebe weilt im Thale — komm,
Denn Liebe weilt im Thale, komm herab
Und finde sie! — auf froher Schwelle steht sie,
Auch Hand in Hand mit „Fülle" in dem Mais,
Besprengt auch mit der Kufen Purpurschaum;
Auch unter Reben lauscht sie, scheut sich nicht
Mit Tod und Morgen auf dem Mond zu wandeln.
Du haschst sie nimmer in der weißen Schlucht,
Noch findest sie verirrt auf flachem Schnee,
Der sich zu rissigen Sturzlawinen ballt,
Den Strom aus seinem finstern Bett zu treiben.
Drum folge mir; komm mit dem Strom herab,
Im Thale sie zu finden! Laß allein
Die wilden Adler krächzen, gähnen laß
Geborstne Klippen dort, und ihren Dunst
Geringelten Wasserrauchs verschwenden, der
Wie ein gebrochner Vorsatz stiebt ins Nichts.
Nicht so zerstiebe du! das ganze Thal
Erwartet dich — o komm! Azurne Pfeiler
Des Herdes steigen lockend für dich auf;

Es rufen dich die Kinder all', und ich,
Dein Schäfer, flöte; süß ist jeder Ton,
Süßer dein Wort, doch süß ist jeder Ton;
Viel' tausend Bächlein tanzen durch das Feld,
Die Tauben girren auf den alten Ulmen,
Und zahllos summen Bienen durch die Luft.

3.

Und als wir gingen durch das Land
Im hohen, reifen Korn,
Zankten sich mein Weib und ich,
O, zankten sich gar bitterlich —
Und küßten dann fort den Zorn.

Denn an dem Ort, wo's Kindlein liegt,
Das wir vorm Jahr verlorn,
Dort an seinem kleinen Grab,
O, dort an seinem kleinen Grab
Küßten wir fort den Zorn.

4.

Sacht und lind, sacht und lind,
Wind vom westlichen Strand,
Lind, lind weh o Wind,
Wind vom westlichen Strand!

Über die Wellen geh geschwind,
Komme vom scheidenden Mond, o Wind,
Weh ihn wieder ans Land,
Während mein Kleiner, während mein Süßer schläft!

Schlaf und ruh, schlaf und ruh,
Vater kommt bald zu dir;
Ruh, ruh bei Mutter du,
Vater kommt bald zu dir!
Vater deckt bald sein Kindchen zu —
Segel von Westen erspähest du
Unter dem Monde hier.
Schlafe mein Kleiner, schlafe, mein Süßer, schlaf!

5.

Es fällt der Strahl auf Burg und Thal
Und schneeige Gipfel, reich an Sagen;
Viel' Lichter wehn auf blauen Seen,
Bergab die Wasserstürze jagen.
Blas, Hifthorn, blas, im Wiederhall erschallend,
Blas, Horn — antwortet, Echos, hallend, hallend, hallend!

O horche schnell! wie laut und hell,
Nun schwächer, sanfter, ferner klingend;
O, süß und lang von Klipp' und Hang

Die Hörner Elflands, leise singend!
Horch! durch die finstern Schluchten zieht es schallend,
Blas, Horn — antwortet, Echos, hallend, hallend!

O Lieb, der Klang verzittert bang,
Dem letzten Ton bald magst du lauschen.
Wie tönend Erz, von Herz zu Herz
Zieht ewig unsrer Liebe Rauschen.
Blas Hifthorn, blas, im Wiederhall erschallend —
Antwortet, Echos, leis verhallend, hallend!

6.

Todt sie ihren Krieger sah,
Jammernd sank sie nicht aufs Knie —
Alle Zofen sagten da:
„Weint sie nicht, so stirbt auch sie.“

Priesen dann sein Thun vereint,
Nannten ihn der Liebe werth,
Treusten Freund und edlen Feind —
Starr doch blieb sie abgekehrt.

Schlich ein Mädchen sacht zum Ort,
Wo der todte Krieger lag,
Hob das Tuch vom Antlitz fort —
Sie doch weinte nicht, noch sprach.

Setzt' ein Zöfchen da sein Kind
Auf den Schoß ihr mildiglich —
Wie Regen kamen Thränen lind:
„Leben will ich, Kind, für dich!"

7.

Frag mich nicht mehr! Die Wolke mag herab
Sich neigen, ein Gebirg von Dunst und Schnee;
Bestimmen mag der Mond die Fluth der See —
Doch, Theurer, sprich: wann ich dir Antwort gab?
Frag mich nicht mehr!

Frag mich nicht mehr! Was ziemt zu sagen sich?
Nicht lieb' ich hohle Wang' und trüben Blick;
Doch, o mein Freund, sei Tod nicht dein Geschick!
Frag mich nicht mehr — sonst leben heiß' ich dich;
Frag mich nicht mehr!

Frag mich nicht mehr! Fest steht dein Loos und meins;
Wider den Strom rang ich mit eitler Wehr —
Nun trage mich der große Fluß ins Meer!
Nicht weiter, Lieb! — kein Weigern bliebe, keins —
Frag mich nicht mehr!

Claribel.

Eine Melodie.

Wo Claribel gestorben,
  Da rauschen Winde nie,
    Die Blätter flüstern kaum;
Doch wie klagende Theorben
    Seufzt dort der Eichenbaum
  Eine alte Melodie
  — Voll von tiefstem Weh ist die —
Wo Claribel gestorben.

Der Käfer Abends brummet
  Im dichtbelaubten Hain;
Die Biene Tags umsummet
  Den moosbewachsnen Stein;
Wenn Nachts die Welt verstummet,
  Blinkt hier der Mondenschein.
Der Sprosser schlägt im Baume,
Es pfeift mit jungem Flaume
  Der Hänfling seine Lieder;
Der Bach rauscht wie im Traume —
  Die Waldschlucht hallt es wieder
Wie klagende Theorben,
Wo Claribel gestorben.

Verlauf des Lebens.

Zwei Kinder in zwei Nachbardörfern, sich
Mit wilden Possen tummelnd auf der Flur;
Zwei Fremde, sich bei einem Fest begegnend;
Zwei Liebende an einem Gartenzaun;
Zwei Leben, durch ein goldnes Band verknüpft;
Zwei grüne Gräber an der Kirchhofswand,
Bespült vom Regen, Maßlieb-überdeckt;
Zwei Kinderchen, in Einem Dorf erzeugt —
So spinnt sich Tag um Tag das Leben fort.

Die Maikönigin.

1.

Frühmorgens ruf mich wach, Mutter,
o frühe ruf mich wach.
Denn morgen ist im ganzen Jahr
der allerschönste Tag;
Einen zweiten solchen Tag
schließt das ganze Jahr nicht ein —
Denn Maikönigin werd' ich sein, Mutter,
Maikönigin werd' ich sein.

Sie sagen, es giebt manch schwarzes Aug',
Doch wie meines keins so hell,
Da sind Margaret und Mary,
und Kate und Isabel;
Doch sagen sie, wie Alice
sei Keine schmuck und fein —
Drum Maikönigin werd' ich sein, Mutter,
Maikönigin werd' ich sein.

Ich schlafe so fest und tief, Mutter,
daſs ich nimmer wohl erwach',
Wenn du nicht laut mich anrufst,
sobald sich hebt der Tag;
Viel' Kränze muſs ich noch winden
Von Laub und Blümelein,
Denn Maikönigin werd' ich sein, Mutter,
Maikönigin werd' ich sein.

Als ich im Thal gewandelt,
wen, meinst du, sah mein Aug'?
Den Robin, auf der Brücke
gelehnt am Haselstrauch.
Er dacht' an meinen kalten Blick —
der schuf ihm große Pein —
Doch Maikönigin werd' ich sein, Mutter,
Maikönigin werd' ich sein.

Er glaubt', ich sei ein Geist, Mutter,
denn weiß war mein Gewand,
Und wie ein Blitzstrahl schoſs ich
vorüber, wo er stand.
Sie nennen mich grausam, doch was frag'
ich nach ihren Plauderein?
Denn Maikönigin werd' ich sein, Mutter,
Maikönigin werd' ich sein.

Sie sagen, vor Liebe stürb' er,
doch nimmer glaub' ich dran;
Sie sagen, ich bräche sein Herz, Mutter —
o sprich, was geht's mich an?
Manch keckerer Bursche lebt noch,
der gern mich würde frein,
Und Maikönigin werd' ich sein, Mutter,
Maikönigin werd' ich sein.

Die kleine Eva soll morgen
zum Festplatz mit mir gehn,
Und auch d u wirst da sein, Mutter,
als Königin mich zu sehn;
Denn die Hirtenknaben kommen
von fernen Hügelreihn,
Und Maikönigin werd' ich sein, Mutter,
Maikönigin werd' ich sein.

Die Geißblattranken fluthen
um Pfeiler, weiß wie Schnee,
Und an den Wiesengräben blühn
Orchis und Sauerklee;
In Sumpf und Thalschlucht glänzen
viel' Ringelblümelein,
Und Maikönigin werd' ich sein, Mutter,
Maikönigin werd' ich sein.

Nachtwinde auf dem Rasen,
lieb Mutter, kommen und gehn,
Und die Sterne scheinen heller
zu funkeln bei ihrem Wehn;
Kein Regenschauer wird störend
das schöne Fest entweihn,
Und Maikönigin werd' ich sein, Mutter,
Maikönigin werd' ich sein.

Das ganze Thal, o Mutter
ist frisch und still und grün,
Und Hahnenfuß und Primel
auf jedem Abhang blühn,
Und der kleine Bach im Thale hüpft
so fröhlich durchs Gestein,
Denn Maikönigin werd' ich sein, Mutter,
Maikönigin werd' ich sein.

Drum ruf mich frühe wach, Mutter,
o frühe ruf mich wach,
Denn morgen ist im ganzen Jahr
der allerschönste Tag;
Einen zweiten Tag, wie morgen, schließt
das ganze Jahr nicht ein —
Denn Maikönigin werd' ich sein, Mutter,
Maikönigin werd' ich sein.

2.

Neujahrsabend.

Wenn du wach bist, liebe Mutter,
ruf frühe, früh mich wach,
Denn gerne säh' ich aufgehn
die Sonn' am Neujahrstag.
Es ist das letzte Neujahr,
das für mich kommt heran —
Ins Grab dann magst du mich senken,
und mich vergessen dann.

Heut sah ich die Sonne scheiden;
sie sank und ließ zurück
Das liebe, gute alte Jahr
und all mein Lebensglück.
Und das neue Jahr bricht an, Mutter,
doch nimmer werd' ich sehn
Das junge Laub der Bäume,
die Blüthen an den Schlehn.

Im Maimond wanden wir Kränze —
o, Das war prächtiglich! —
Sie machten unterm Hagedorn
zur Maienkön'gin mich;
Und wir tanzten unterm Maibaum
und auf dem Wiesenland,
Bis über den Giebeldächern
der goldne Wagen stand.

Kein Blümchen auf den Höhen nun!
das Fenster starrt von Eis —
O lebt' ich nur, bis wieder blüht
Schneeglöckchen, zart und weiß,
Bis die Sonne hoch vom Himmel
aufthauet See und Fluſs . . .
Ein Blümchen schaut' ich so gerne,
bevor ich sterben muſs.

Auf der luft'gen Ulme wird
ihr Nest die Krähe baun,
Und der Regenpfeifer flöten
auf dem Brachland, öd und braun,
Und wiederkehrt die Schwalbe
mit Frühlingsmelodein —
Doch ich lieg' unterm Rasen
dann modernd und allein.

Dann blinkt auf meinem Grabe
im duft'gen Wiesenthal
Am frühen, frühen Morgen
der Sommersonne Strahl,
Eh' von dem Hof am Hügel
des Hahnes Ruf ergellt,
Wenn du süß noch schlummerst, Mutter,
und still die ganze Welt.

Wenn die Blumen wieder blühn, Mutter,
dann siehst du nimmer mich
Auf der grauen Ebne streifen,
wenn lang der Tag erblich,
Wenn von dunklen Stoppelfeldern
die kühlen Lüfte wehn,
Wo Haferrohr und Schwertgras
und glatte Binsen stehn.

Laß unterm Hagdornschatten
mein Grab, o Mutter, sein,
Und manchmal komm und schaue
nach deinem Töchterlein.
Ich vergesse dich niemals, Mutter,
ich höre jeden Schritt,
Wenn dein Fuß ob meinem Haupte
im langen Grase tritt.

Ach, wild und störrisch war ich,
doch wirst du mir verzeihn;
Auf Stirn und Wangen küsse
mich nun, lieb Mütterlein!
O nein, du darfst nicht weinen,
dein Gram sei mild und lind,
Um mich nicht härme dich, Mutter —
du hast ja noch ein Kind.

Ich will von meiner Gruft, Mutter,
rückkehren, wenn ich kann;
Ob du mich nimmer siehest,
ich schau' dein Antlitz an;
Ob ich kein Wort auch rede,
ich höre, was du sagst,
Und bin oftmals, oftmals bei dir,
wenn nach deinem Kind du fragst.

Gute Nacht! Wenn ich auf ewig
gesagt dir „Gute Nacht!"
Und ihr von eurer Schwelle
zur Ruhstatt mich gebracht:
Lasst Eva mich nicht besuchen,
eh' grün mein Schlummerplatz —
Sie wird ein besser Kind dir sein,
ein lautrer Freudenschatz.

Mein Gartengeräthe liegt
auf dem Speicher — gieb es ihr!
Es sei ihr Eigen — nimmer
mehr brauchen werd' ich's hier.
Doch bitte sie, wenn ich todt bin,
daß sie die Rose pflegt,
Die ich vorm Fenster pflanzte,
und meine Nelken hegt.

Gute Nacht, lieb Mutter! wecke
mich, eh' der Tag erwacht,
Wenn ich am Morgen schlummre
nach schwer durchträumter Nacht.
So gerne säh' ich aufgehn
die Sonn' am Neujahrstag —
Drum, wenn du wach bist, Mutter,
ruf frühe, früh mich wach!

3.

Schluss.

Ich glaubte längst zu sterben schon,
und leb' und lebe doch;
Der Lämmer Blöcken rings im Feld
vernehm' ich heute noch.
Wie trübe ging der Morgen
mir auf im neuen Jahr:
Zu sterben, eh' Schneeglöckchen käm'! . . .
Nun blüht das Veilchen gar!

O, wie duften süß die Veilchen,
die im Felde stehn zuhauf,
Und süßer klingt das Blöcken noch
des Lamms zu mir herauf,
Und süß ist alles Land umher,
die Blumen, rings erblüht,
Und süßer ist Tod als Leben
mir, die des Lebens müd.

Erst schien so schwer, o Mutter,
solch schmerzlich früh Ade;
Nun scheint's so schwer zu bleiben —
doch, was Gott will, gescheh'!
Allein ich denke, dass mir bald
Erlösung winkt von hier,
Und der gute Geistliche sagte
manch Wort des Friedens mir.

O, Segen auf sein Silberhaar
und auf sein freundlich Wort,
Und Segen auf sein Leben all,
bis er mir begegnet dort!
O, Segen auf sein Silberhaupt
und auf sein freundlich Herz!
Ich segn' ihn tausend Male,
den Tröster in meinem Schmerz.

Er wies mir all die Sünde,
doch auch der Gnade Schrein.
Spät zündet' ich die Lampe an —
doch Einer lässt mich ein.
O, nimmer möcht' ich flehn, Mutter,
um längre Lebensfrist,
Mein Wunsch ist nur, bei Ihm zu sein,
der für mich gestorben ist.

Ich hörte den Hund nicht heulen,
die Todtenuhr picken nicht,
Mir kam ein schöner Zeichen
im Morgendämmerlicht.
Setz an mein Bett dich, Mutter,
und gieb die Hände mir,
Und lass Eva näher treten,
dann künd' ich das Zeichen dir.

Am frostigen Märzmorgen
hört' ich der Englein Sang;
Der Mond war schon erblichen,
und Dunkel die Welt entlang;
Die Bäume begannen zu flüstern,
zu sausen der Winde Hall —
Und am frostigen Märzmorgen
vernahm ich des Liedes Schall.

Wach lag ich, und ich dachte
an Eva lieb und dich;
Ich sah euch sitzen im Gemach
allein und ohne mich;
Von ganzer Seele ein Gebet
für euch Beide hob ich an,
Und mit des Windes Rauschen klang
Musik zu mir heran.

Ich hielt es für ein Traumbild,
und horchte, wo ich lag,
Und eine Stimme sprach zu mir —
ich weiß nicht, was sie sprach,
Denn ach! ein Freudenschauer
durch meine Seele rann,
Und wieder mit dem Winde klang
Musik zu mir heran.

Ihr aber schliefet, und ich sprach:
„Der Ruf gilt mir allein,
Und wenn er dreimal wiederkehrt,
soll mir's ein Zeichen sein."
Und nochmals wiederkam er, dicht
am Fenster stieg er auf,
Verhallend zu den Sternen dann
wallt' er, so schien's, hinauf.

Drum glaub' ich, meine Stund' ist nah.
Ich weiß, dem süßen Klang
Wird meine Seele folgen bald
den Sternenpfad entlang.
Nicht sorg' ich, ob schon heut mein Weg
mich führt zum Himmel hin —
Doch, Eva, trösten musst du sie,
wenn ich geschieden bin!

Sag Robin auch ein freundlich Wort;
nicht zürnen soll er mir,
Er findet manche Beßre
als mich auf Erden hier.
Hätt' ich gelebt, vielleicht sein Weib
wär' ich geworden doch,
Allein Das ist vorüber —
den Tod nur wünsch' ich noch.

O schau, die Sonne steigt empor,
die Himmel purpurn glühn,
Sie scheint auf hundert Felder, wo
viel' tausend Blumen blühn.
Nicht länger wandl' ich dort umher,
beglänzt vom goldnen Strahl,
Und andre Hände pflücken
die Blumen jetzt im Thal.

O, süß und seltsam scheint es mir,
dass, eh' der Tag sich neigt,
Die Geisterstimme wohl empor
zu andern Sonnen steigt,
Auf immer zugesellet
den Seelen licht und rein —
Ach, ist das Leben werth so viel
Wehklagen und Gewein?

Auf immer und auf immer
im ew'gen Heimatsort
Harr' ich, bis du und Eva
mich bald begrüßen dort;
Ich ruh' in Gottes heil'gem Licht,
wie an der Mutterbrust —
Vorüber Schmerz und Sünde,
rings sel'ge Friedenslust!

Die Lotosesser.

„Muth!“ sprach er, „Muth!“ und deutete zum Strand;
„Ans Ufer springen heut noch unsre Reihn.“
Gen Abend kamen sie zu einem Land,
In dem es ewig Abend schien zu sein.
Wollüst'ge Lüfte zogen aus und ein,
Wie Jemand athmen mag in müdem Traum.
Hell überm Thale stand des Vollmonds Schein;
Gleich niederwärts gekehrtem Rauch und Schaum,
Fiel stumm vom Berg der Strom, und fiel, sich regend kaum.

Ein Land der Ströme! Lichtem Rauche gleich
Und Schleiern dünnsten Flors, der eine flog;
Ein Tuch von Schaum, sein schläfrig Wellenreich
Der andre dort durch Licht und Schatten bog.
Der breite Fluß vom innern Lande zog
Zum Meer; drei Gipfel standen altersgrau,
Drei Bergesgipfel, schneebedeckt und hoch,
Im Abendgold; — benetzt von Perlenthau
Stieg durchs Gestrüpp empor der schattigen Fichte Bau.

Es säumte lang' der weiche Purpurschein
Im rothen West; durch Bergesspalten sah
Man fern ins Thal und sand'ge Feld hinein,
Umkränzt von Palmen; manche Schlucht war nah

Und manche Flur mit Heid' und Erika.
Ein Land, das nie ein Wechsel wohl befiel!
Und bleichgesichtig bald umstanden da
— Bleich gegen jenes rosige Farbenspiel —
Die milden, trüben Lotosesser unsern Kiel.

Sie boten Stengel jener Zauberfrucht
Mit schneeigen Blumen Jedem von uns an;
Doch wer sie angenommen und versucht,
Für Den in weite Ferne bald verrann
Der Brandung Wuth, und schien zu klagen dann
An fremdem Strand; wenn sein Gefährte sprach,
Klang leis sein Wort, wie aus des Grabes Bann;
Im Schlaf schien er zu ruhn, und dennoch wach,
Und wie Musik erscholl ihm seines Herzens Schlag.

Sie setzten hin sich auf den gelben Sand
Zwischen der Sonne und dem Mond am Meer;
Süß war's, zu träumen von dem Vaterland,
Von Weib und Kind und Sklav; doch schlummerschwer
Und müde schien die See, müd' ringsumher
Die schaum- und rauchbedeckten Ufergaun.
Und Einer sprach: „Heim kehren wir nicht mehr!"
Und Alle sangen: „Unsre Heimatsaun
Sind fern dort überm Meer — lasst hier uns Hütten baun!"

Chorgesang.

1.

Hier klingt Musik, die sanfter noch erbebt,
Als eines Rosenblättleins Fall ins Gras,
Oder als Nachtthau, der herniederschwebt
Auf stille Wasser in granitnem Paß;
Musik, die weicher um den Geist sich schmiegt,
Als müdes Lid auf müdem Auge liegt;
Musik, die uns in himmlisch süßen Schlummer wiegt.
Kühl ist und tief das Moos,
Durchwirkt mit weichem Eppich bloß,
Blumen im Strom mit Blättern, lang und groß,
Und schläfrig hangt der Mohn in zackiger Klippen Schoß.

2.

Was ist's, das uns zur Arbeit spornt so scharf,
Und solche Last auf unsre Schultern warf,
Wenn Alles sonst, ermüdet, ruhen darf?
Alles hat Ruh' — was sollen wir allein
Uns mühn, von Allem doch das Erste wir?
Mit Seufzen und Gewein
Von einer stets gejagt zur andern Pein;
Und unsre Schwingen hie
In Ruhe senken nie,

Noch unser Aug im Schlummer schließen zu,
Noch, wann die Seele redet, horchen ihr:
„Kein Freuen giebt's, als Ruh'!"
Was mühn wir uns allein, der Schöpfung Krone wir?

3.

Seht, in dem Walde koset lind
Aus seiner Knospenhüll' ein lauer Wind
Das Blatt hervor am Zweig, und dort
Wird's grün und breit, wächst sorglos fort,
Vom Sonnenschein, vom Nachtthau rein
Genährt, bis es ein Wind aus Norden
Fortwirbelt, fahl, verdorrt.
Seht, wie, vom Sommerlicht geschwellt,
Der saftige Apfel, überreif geworden,
In stiller Nacht zur Erde fällt.
In den ihr zugemessnen Tagen
Reift jede Blum' auf schattigen Hagen,
Reift und verwelkt, der Sorgen bar und bloß,
Festwurzelnd in dem Mutterschoß.

4.

Widrig ist das Wolkenzelt
Über dumpfer Meeresruh'.
Tod ist des Lebens End' — o fällt
Dem Leben nur Arbeit zu?

Lasst uns in Ruh'! Die Zeit uns bald vertreibt;
Ein Weilchen noch, und unsre Lipp' ist stumm.
Lasst uns in Ruh'! Was ist es, das da bleibt?
Alles wird uns geraubt, und wandelt um
Sich in Vergangnes, das in Sand sich schreibt.
Lasst uns in Ruh'! Wie kann es Lust uns sein,
Das Recht zu schirmen? Könnt ihr Rast erspähn
In diesen ew'gen Meerdurchschweiferein?
Alles hat Ruh', und reift ins Grab hinein, —
Ein stetes Reifen, Welken und Vergehn!
Lasst Ruh' uns oder Tod, Tod oder Frieden sehn!

5.

Süß wär's, zu horchen auf den fallenden Schaum,
Mit halbgeschlossnem Auge kaum
Zu wachen noch in halbem Traum!
Zu träumen, wie der ambrafarbne Schein,
Der nie verlässt am Berg den Myrrhenhain;
Zu hören leisgesprochnes Wort,
Den Lotos essend Tag für Tag;
Dem Strom zu lauschen, der zum Meere fort
Die Wasser führt mit sanftem Wellenschlag;
Und Herz und Geist mit heil'gem Schauer
Dem Einfluss hinzugeben milder Trauer;
Sinnend heraufzuzaubern im Erinnrungskleid
Alte Gesichter unsrer Jugendzeit,
Bedeckt mit Gras im Kirchhofsgrund,
Zwei Handvoll weißen Staubs in einer Urne Rund!

6.

Lieb ist das Angedenken unsrer Eh'n,
Und lieb der Scheidekuss, das letzte Flehn
Der Gattin — doch was wisst vom Heute ihr?
Kalt sind nun unsre Herde sicherlich;
Der Sohn beerbt' uns; fremd erschienen wir,
Als Geister störend seiner Freude Schall.
Oder die Inselfürsten letzten sich
An unserm Gut, der Barde singt um Lohn
Bei ihrem Fest vom Kampf um Troja's Wall
Und unsern Thaten, halbvergessen schon.
Herrscht Streit auf diesem Inselland, dem schönen?
Lasst, was zerbrach, zerbrochen sein!
Schwer sind die Götter zu versöhnen —
Schwer stellt daheim sich wieder Ordnung ein.
Kampf giebt es schlimmern dort als Tod,
Wilde Verwirrung, Schmerz und Pein,
Für graue Häupter Sorg' und Noth,
Ein traurig Loos für Herzen, müd' der Schlacht,
Und Augen, trüb vom Schaun auf Stern' und Wogennacht.

7.

Doch, hingestreckt auf lauchdurchwirkten Moosen,
Wie süß, umfächelt von der Lüfte Kosen,
Mit halbgeschlossnem Lid,
Unter des Himmels Purpurrosen

Zu schauen, wie der Fluß mit seinen großen
Gewässern still zum Meere zieht;
Zu hören, wie mit leisem Hallen
Von Schlucht zu Schlucht herniedertropft der Thau;
Zu hören, wie smaragdne Fluthen wallen
Durch manch gewundnes Feld von Bärenklau;
Zu hören und zu sehn das Meer, so tief und blau,
O süß schon wäre Das, ruhnd an der Fichte Bau!

8.

Der Lotos steht auf jedem blumigen Hag,
Der Lotos blüht an jedem Murmelbach;
Mit sanftem Hauch tagtäglich weht der Wind;
Durch jede Schlucht, und wo nur Stege sind,
Fliegt und fliegt der gelbe Lotosstaub durch Wald und Wiesen lind.
Nun genug für uns der Thaten und der Wanderung!
Bald nach Steuer-, bald nach Backbord warf uns tückischer Wogen Sprung,
Wo den Schaum und Gischt hinaufwärts spritzte tollen Wirbels Schwung.
Lasst uns schwören einen Eid und treu ihn halten nun,
In dem Lotosland zu leben, und im Moos zu ruhn,
Göttern gleichend, unbekümmert um der Menschen Thun.
Denn bei ihrem Nektar ruhn sie, und der Donnerkeil
Schmettert tief ins Thal hinunter, und es blitzt der Sonnenpfeil

Um ihr goldnes Haus, wo ew'ge Friedenslust ihr Theil;
Wo sie heimlich lächelnd blicken auf verheertes Land,
Pest und Hunger, Erderschüttrung, brüllende Wirbel,
glühnden Sand,
Schlacht und brennende Stadt und untergehndes Schiff
und flehnde Hand.
Doch sie lächeln, und sie finden süßen Klang im Wehelied,
Das wie eine alte Klage trauervoll gen Himmel zieht, —
Kaum so trübe, wenn man durch die trüben Worte sieht;
Abgesungen von dem armen Volk, das endlos schafft,
Pflügt und säet und still die Ernte in die Scheuern rafft,
Wenig Öl und Trauben jährlich kelternd in der Bütten
Haft;
Bis sie sterben dann und leiden, Ein'ge — heißt's —
im Höllenschlund,
Endlos leiden; Andre wallen auf Elysiums Wiesenrund,
Müde Glieder streckend auf dem Asphodelosgrund.
Wahrlich, Schlaf ist süßer, als am Land sich mühen schwer,
Und als mit Well' und Wind zu kämpfen auf dem wilden
Meer;
O Seegenossen, ruht euch aus — wir wandern jetzt nicht
mehr!

„Wenn mich der Tod geraubt."

Wenn mich der Tod geraubt,
Nicht weine, Thörin, dann ob meiner Gruft,
Noch wandle über meinem Haupt,
Den Staub zu stören, der nach Frieden ruft!
Der Wind mag pfeifen dort, der Kiebitz schrein —
Mich lass allein!

Nicht frag' ich, Kind, — unheilbar ist mein Leid! —
Ob du geirrt nur, ob gesündigt du?
Frei, wen du willst! doch ich bin müd' der Zeit,
Und sehne mich nach Ruh'.
Geh, schwaches Herz, geh fort von meinem Stein,
Lass mich allein!

Edward Gray.

Lieb Emma Moreland aus jener Stadt
Traf mich heut auf dem Pfad am See.
„Und hast du verloren dein Herz?“ sprach sie;
„Und bist du vermählt schon, Edward Gray?“

Lieb Emma Moreland sprach zu mir;
Ich wandte mich ab in bitterm Weh:
„„Lieb Emma Moreland, Liebe rührt
Nicht mehr das Herz von Edward Gray.

„„Ellen Adair, sie liebte mich treu,
Nicht Vater noch Mutter ihr Das vergab —
Eine Stunde saß ich und weinte heut
Auf dem luftigen Hügel an Ellen's Grab.

„„Schüchtern war sie, ich wähnte sie kalt,
Wähnte sie kalt, und floh über Meer.
Voll von Thorheit und Trotz war ich,
Als um mich welkte Ellen Adair.

„„Grausame Worte sagt' ich ihr einst —
Sie brennen mich heut mit grausamem Weh;
Ich sprach: „Du bist zu flatternd und leicht,
Um das Herz zu fesseln von Edward Gray!“

„„Weinend drückt' ich mein Haupt ins Gras,
Flüsterte: „Horch! ich büße schwer;
Alles bereu' ich, was ich that —
Sprich ein Wort nur, Ellen Adair!“

„„Dann auf einen moosigen Stein
Schrieb ich die Worte im feuchten Klee:
„Hier liegt die Hülle von Ellen Adair,
Und hier das Herz von Edward Gray!“

„„Liebe mag kommen und Liebe mag gehn,
Wie ein Vogel flattert von Baum zu Baum —
Doch bis Ellen Adair mir wiederkehrt,
Verlockt mich nimmer ein Liebestraum.

„„Bitterlich weint' ich über dem Stein,
Wandte mich fort in bitterm Weh: —
Dort liegt die Hülle von Ellen Adair,
Und dort das Herz von Edward Gray!““

„Einst saß die Freiheit auf den Höhn.“

Einst saß die Freiheit auf den Höhn,
Ob ihrem Haupt der Sterne Gluth,
Zu ihren Füßen das Getön
Des Donners und der Fluth.

Sie lebte dort in luft'gem Haus,
Wo sie Prophetenträume schuf;
Doch manchmal scholl im Wind hinaus
Ein Wort von ihrem Ruf.

Hernieder dann auf Feld und Flur
Trug sie zum Menschenvolk ihr Licht,
Enthüllend ihm allmählich nur
Ihr göttlich Angesicht.

Die Keime großer Thaten hegt
Ihr Geist in seinem Inselreich;
Wie Götter sie den Dreizack trägt,
Die Krone, Kön'gen gleich.

Wahrheit begehrt ihr offnes Aug';
Vieltausendjähr'ge Weisheit ruht
In ihm. Halt' ew'ger Jugend Hauch
Es frei von Thränenfluth —

Daſs mit dem Glanze ihres Lichts
Sie Tag' und Nächte uns erhell',
Weisend nach rechts und links ins Nichts
Ein jedes Unmaß schnell!

Lady Clare.

Lord Ronald warb um Lady Clare,
Ihr Abschied war nicht kalt, fürwahr;
Lord Ronald, ihr Vetter, liebte sie sehr,
Und morgen gehn sie zum Altar.

„Er liebt mich nicht um meinen Stand,
Noch um Wälder und Felder ringsumher;
Er liebt mich, weil er mich würdig fand,
Und Das ist gut," sprach Lady Clare.

Alice, die Amme, trat herein,
Sprach: „„Wer verließ so eben dich?""
„Es war mein Vetter," sprach Lady Clare,
„Und morgen führt er zum Altar mich."

Alice, die Amme sprach: „„Gottlob,
Dass so gut es sich wendet von Ungefähr!
Lord Ronald ist Erbe all deines Guts,
Und du bist nicht die Lady Clare.""

„Rasest du, Amme, Amme mein?"
Rief Lady Clare; „o sprich geschwind!"
„„Bei Gott im Himmel!"" die Amme sprach,
„„Ich rede wahr, du bist mein Kind.

„„Es starb die Tochter des alten Earls
An meiner Brust — Gott ruf' ich an!
Ich begrub sie als mein eigen Kind,
Und schob unter meines dann.""

„Schlimmes, Schlimmes hast du gethan,
O Mutter," sprach Jene, „wenn all Dies wahr —
Fernzuhalten den besten Mann
Von seinem Erbe so manches Jahr!"

„„Nicht also!"" Alice, die Amme, sprach,
„„Verschlossen ihm ewig die Kunde bleib';
Alles wird ja Lord Ronald's sein,
Sobald ihr erst Mann und Weib.""

„Und bin ich geboren als Bettlerkind,"
Sprach sie, „dann will ich's ihm sagen frei.
Nimm die goldene Nadel mir ab geschwind,
Und den Schmuck von Demanten dabei!"

„„Ei, nicht doch!““ Alice, die Amme, sprach,
„„Verschweige, was Keiner errathen kann!““
Doch Jene: „Nein! erfahren will ich,
Ob Treue noch lebt im Mann?“

„„Treue! was Treue?““ die Amme sprach;
„„Er wird auf seinem Recht bestehn.““
„Dann soll er's haben,“ das Fräulein sprach,
„Müsst' ich heut in den Tod auch gehn!“

„„So gieb deiner Mutter noch einen Kuss —
Gesündigt hab' ich aus Lieb' an dir!““
„O Mutter, Mutter, Mutter!“ sprach sie,
„So seltsam erscheint es mir.

„Doch hier ist ein Kuss für mein Mütterlein,
Als Mutter dann, Amme, begrüß' ich dich.
Leg deine Hände auf mein Haupt,
Und segne vorm Scheiden mich!“

Sie kleidete sich in ein schlicht Gewand,
Sie war nicht länger Lady Clare;
Sie ging durchs Thal, sie ging über Land,
Eine Ros' im Haar und sonst Nichts mehr.

Ein milchweißes Reh, das Lord Ronald ihr gab,
Sprang auf von dem Lagerort,
Und schmiegte sein Haupt in des Mägdleins Hand,
Und folgte ihr fort und fort.

Lord Ronald schritt nieder von seinem Schloss:
„„O Lady Clare, du schmähst deinen Werth!
Was kommst du zu mir im Bauerngewand,
Und bist doch die Blume der Erd'?““

„Und komm' ich zu dir im Bauerngewand:
Wie sich's geziemt, dann komm' ich her.
Ich bin ein Bettlerkind," sprach sie,
„Und nicht die Lady Clare."

„„Versuche mich nicht,““ sprach Lord Ronald,
„„Wirst treu in Wort und That mich sehn!
Versuche mich nicht,““ sprach Lord Ronald,
„„Dein Räthsel nicht kann ich verstehn.““

Stolz da richtete sie sich auf,
Von keiner zagenden Furcht bethört;
Sie sah Lord Ronald fest ins Aug',
Und erzählt' ihm Alles, was sie gehört.

Er küßte sie auf ihr Wangenpaar,
Und lachte ein Lachen voll neckischem Spott:
„„Bist du die Erbin nicht, fürwahr,
Und ich der Erbe nun, bei Gott! —

„„Bist du die Erbin nicht, fürwahr,
Und ich der Erbe nun,““ sprach er,
„„So führ' ich dich morgen zum Altar,
Und du bleibst dennoch Lady Clare!““

Ein Lebewohl.

Rinn, kaltes Bächlein, fort zum Meer
Mit deiner Wellen Schimmer —
Nicht wall' ich mehr bei dir einher
Auf immer und auf immer.

Zieh sacht durch Wald und Wiesen quer
Mit glitzerndem Geflimmer —
Nie wall' ich mehr bei dir einher
Auf immer und auf immer.

Hier seufzt um dich die Espe schwer
Mit klagendem Gewimmer;
Der Bienen Heer summt um dich her
Auf immer und auf immer.

Viel' tausend Sonnen werden hehr
Dich grüßen noch mit Schimmer —
Doch ich nicht mehr hier wall' einher
Auf immer und auf immer.

Am Meere.

Schwer, schwer, schwer
Brande zum Ufer, See!
Und ich wollt', ich könnte singen,
Was so mich füllt mit Weh.

O, glücklich der Fischerbursch,
Dass ihm spielende Schwestern nahn!
O, glücklich der Seemannsbub',
Dass er singt in seinem Kahn!

Und die Schiffe segeln fort,
Bis der blinkende Port sich zeigt —
Doch weh um den Druck einer kalten Hand,
Und den Mund, der auf ewig schweigt!

Schwer, schwer, schwer
Brand um das Riff, o See!
Doch nimmer kehrt uns ein todtes Glück —
Weh, weh, weh!

Der Bach.

Ein Idyll.

„Am Bach hier schieden wir; nach Indien ich,
Er nach Italien — zu spät — zu spät!
Die starken Herrn der Welt verachten ihn;
Denn Reime waren für ihn Aktien,
Und sanfte Rhythmen mehr als Zins auf Zins;
Auch wusst' er nicht, wie Geld sich mehren kann,
Es schien ihm todt; allein er selbst erschuf,
Was nicht ist wie die Dinge, die da sind.
O lebt' er noch! In unsern Büchern heißt's
Von Denen, welche hoch hervorgeragt:
Sie blühten dann und dann. In ihm hat kaum
Geblüht das Leben; leis gefärbt nur war's
In solcher Zeit, die vor dem Sprießen kommt,
Wo rings der Wald sich neu begrünt, und Nichts
Vollkommen. Doch der Bach, den er geliebt,
Nach dem ich in Bengalens Tropengluth
Und Neilgherry's halbheimatlicher Luft
Mich sehnte, bringt nun mir, dem Horchenden,
Des Knaben Blumenträume all' zurück,
Den ich geliebt. Denn: „Bach!" — so sang er einst —
„O Murmelbach," sang Edmund's schlichter Vers,
„Von wannen kommst du?" und der Bach drauf sprach:

Wo Sumpfhuhn weilt und Reiher baut,
  Entspring' ich licht und munter,
Und schlängle dann durchs Farrenkraut
  Mich froh ins Thal hinunter.

An dreißig Hügeln geht's vorbei,
  Durch Fels und Bergesrücken.
An zwanzig Dörfern, stolz und frei,
  Und wohl an fünfzig Brücken.

Zuletzt, wo Philipp's Scheuern stehn,
  Muss in den Strom ich schießen —
Die Menschen kommen und vergehn,
  Doch ich muss ewig fließen.

„Der arme Bursch starb in Florenz, als er
Neapelwärts sein welkes Leben trug.
Die Darnley-Brücke hier! mehr Eppich weist
Sie heute auf; und dort der Strom; und dort
Liegt Philipp's Hof, wo Bach und Strom sich eint.

Geschwätzig über Sand und Stein
  Hüpf' ich in sanftem Rieseln,
Stürz' über Dämm' und Schleusenreihn,
  Und plaudre mit den Kieseln.

Hinzieht sich mein gewundner Lauf
  An manchem Feld und Brachland;
Wo Pappeln, Weiden stehn zuhauf,
  Rinn' ich durch manches Flachland.

Ich plaudr' und plaudre gerngesehn,
Bis ich zum Strom muss schießen —
Die Menschen kommen und vergehn,
Doch ich muss ewig fließen.

„Allein der alte Philipp schwatzte mehr
Als Bach und Vogel; rings im Feld vernahmt
Den ganzen Tag ihr sein Gezirp, der hoch-
Gebeinten Grille gleich im Sommergras.

Ich schlängle mich gar lustiglich
Entlang mit krausen Wellen;
Hier schaukelt eine Blume sich,
Dort tanzen Bachforellen.

Und hier und da gleich Winterreif
Schaumperlen ziehn zum Strande,
Nebst manchem lichten Silberstreif
Auf goldnem Kies und Sande.

Und Alles könnt ihr blinken sehn,
Bis ich zum Strom muss schießen —
Die Menschen kommen und vergehn,
Doch ich muss ewig fließen.

„Lieb Käthchen Willows, du sein einzig Kind!
Ein Mädchen unsrer Zeit, doch wundersanft;
Ein Spross der Wiesen, aber doch nicht plump;

Schlank, doch geschmeidig wie ein Haselreis;
Ihr Auge ein verschämtes Blau, ihr Haar
An Glanz und Farbe der Kastanie gleich,
Wenn reif die Frucht gespaltner Schal' entblinkt.

„Lieb Käthchen — einen Dienst erwies ich einst
Ihr und dem Vetter, ihrem Bräutigam,
James Willows, Eins mit ihr an Nam' und Herz.
Ich kam hieher — es sind nun zwanzig Jahr' —
Die Woche just, eh' ich von Edmund schied;
Die alte Brücke überschritt' ich, die,
Schon damals halb zerfallen, heute noch,
Wie eines Greises Braue, überm Glanz
Vereinter Fluth von Bach und Strom sich wölbt;
Ich pfiff das alte Lied von „Bonny Doon,"
Und pocht' an Philipp's Gartenthür. Die Thür,
Geöffnet halb auf kreischender Angel, ging
Nicht auf; aus einem Fenster schrie er: „Lauf!"
Der Tochter drunten in dem Garten zu,
„Lauf, Käthchen!" Nie doch lief sie. Hergewallt
Kam sie zu mir auf blühndem Geisblattpfad,
Erröthend, mit gesenktem Augenlid,
Als hielte einen Wunsch ihr Herz zurück.

„Was war es? Weniger Denken als Gefühl
Besaß sie; ungebildet nicht, doch auch

Empfindelnd nicht in falscher Thränenfluth,
Noch Eine, die in stumpfer Heuchelei
Das Fühlen vom Gefährten trennt: der That.

„Sie sagte mir, dass James mit ihr gezankt.
Wie? und der Grund? — James habe keinen Grund,
Versetzte sie; doch als ich in sie drang,
Erfuhr ich bald, dass James durch Eifersucht
Sie quäle. Und wer quält denn James? fragt' ich.
Doch Käthchen wandte von mir ab den Blick,
Und mit dem kleinen Fuss im Gartenkies
Ein Zeichen wie ein Zaubrerpentagramm
Hinmalend, gab sie keine Antwort mir,
Als ein erröthend Schweigen, bis ich frug,
Wann James herkomme. „Wann? O, jeden Tag,"
Sprach sie; „aufklären möcht' er stets den Zwist,
Doch Vater stör' ihn immer, schneide mit
Langathmigem Bericht ihm ab das Wort,
Und murrend scheide James von ihm und ihr!"
Wie sollt' ich helfen? — „Wär' ich nur so gut,"
(Gefaltne Hände und ein flehnder Blick
Besiegten mich schon eh' sie weiter sprach,)
„Ein Stündchen mit dem Vater fortzugehn,
Zu horchen ihm ein halbes Stündchen bloß!"
Und während sie noch sprach, erblickt' ich James
Wie Einen, der die Fluth durchwatet, nahn
Jenseit des Bachs, kniehoch im Wiesengras.

„Wie Viel, o Käthchen, litt ich deinethalb!
Ich ging hinein und bat den Alten, mir
Den Hof zu zeigen; willig stand er auf.
Er führte mich auf schmalem duft'gem Pfad
Durchs Weizenfeld, und schwatzte Viel im Gehn;
Er pries sein Land, sein Vieh, sein Ackerzeug,
Die Pflüge, Pferde, Schweine, Hund' und Küh';
Er pries die Gänse, Hühner edler Zucht,
Die Tauben auch, die von dem Dachesfirst
Ihm Beifall nickten, als er sie gelobt.
Dann von der winselnden Mutter Zitzen nahm
Die blinden Welflein er, und nannte sie,
Und nannte jeden Freund, dem sie bestimmt.
Dann wies er mir in Darnley's Jagdrevier
Sir Arthur's Wild. In Unterholz und Farrn
Lugten hervor, fast zahllos, Ohr und Schwanz.
Dann setzt' er sich auf einen Buchenstamm,
Und zeigt' ein weidend Fohlen mir, und sprach:
„Dies habe ich dem Richter jüngst verkauft."
Und nun ein endlos ewiger Bericht:
Wie erst der Richter jenes Fohlen sah,
Wie dessen Tochter just solch Pferd gewünscht,
Wie er den Schultheiß nach dem Hof gesandt,
Den Preis zu hören; wie viel er verlangt,
Und wie der Schultheiß schwor, er sei verrückt;
Doch er blieb standhaft; so ward Nichts daraus;
Er ließ sie zappeln; und fünf Tage drauf
Traf er den Schultheiß in dem „Goldnen Vließ,"

Wo dieser mehr und mehr allmählich bot;
Doch er blieb standhaft; so ward Nichts daraus;
Er kannt' ihn ja — sein Preis war ihm gewiſs —
Er ließ ihn gehn; und endlich traf er dann
(War es April, war's Mai? er wuſste nicht,
Ob letzter im April, ob erster Mai?)
Den Schultheiß, der am Hof vorüberritt,
Und lud ihn, von dem Handel redend, ein
Ins Haus, und sänftigte sein Herz mit Ale,
Bis Hand in Hand der Kauf geschlossen ward.

„Schon Angesichts des Hafens wähnt' ich mich,
Aufathmend; da von Neuem hob er an,
Der Ärmste — denn wie konnt' er anders wohl? —
Und trug den ganzen Füllen-Stammbaum vor:
Rosa und Beſs, Tantivy, Tallyho,
Reform, Kokette, Will, Bellerophon,
Arbaces und Phänomenon, und so fort,
Bis, einzuschlafen nicht, ich mich erhob,
Und Philipp auch, fortschwatzend stets; und so
Wandten den Rücken wir dem Abendroth,
Und unsern Schatten folgend — dreifach wuchs
Ihr Maß, seit sie vom Hause uns gefolgt —
Rückkamen wir, und sahn in Käthchen's Aug'
Die Sonne der Zufriedenheit aufs Neu'
Erstrahlen, sahn, daſs Alles wieder gut.

Ich wandle, wo auf Rasen dicht
  Viel' duft'ge Blumen glühen;
Ich wiege die Vergißmeinnicht,
  Die froher Lieb' erblühen.

Ich hüpf' und schlüpf' durch Licht und Nacht
  Mit schaumbedeckten Wellen;
Es tanzt der goldnen Sonne Pracht
  Auf meinen sand'gen Stellen.

Ich murmle bei der Sterne Schein
  An wilden Bromberhecken,
Verweil' an glitzerndem Gestein,
  Und wo sich Falter necken.

So wind' und wend' ich mich im Drehn,
  Bis ich zum Strom muſs schießen —
Die Menschen kommen und vergehn,
  Doch ich muſs ewig fließen.

„Ja, kommen und vergehn! — und Die sind hin,
All' hin! Mein theurer Bruder Edmund schläft,
Nicht bei dem lieben Strom und Kirchthurm, nein,
Am unbekannten Arno und dem Dom
Von Brunelleschi, — schläft in Ruh'; und von
Des armen Philipp's Wortverschwendung blieb
Die Inschrift nur „P. W." auf seinem Grab;
Das Moos davon entfernt' ich; — Käthchen weilt
Am fernen Meeresstrand Australiens,
Und hebt zu andern Sternen nun den Blick
In fremder Zone. Alle sind sie hin!" —

So Lawrence Aylmer. Sitzend auf dem Steg
Des breiten Zauns, verschollner Melodien
Gedenkend, und ein früh gealtert Haupt —
Geschoren war's — hinbeugend übern Bach,
Sann er, und schwieg. Da plötzlich ließ ein Hauch,
Ein warmer Athem, zittern in dem Zaun
Die schwanken Winden und die Glöckchen all'.
Er sah empor. Ein Mädchen huschte sacht
An ihm vorbei. Verwundert schaute er
Zwei Augen von verschämtem Blau, und Haar,
An Glanz und Farbe der Kastanie gleich,
Wenn reif die Frucht gespaltner Schal' entblinkt.
Voll Staunens fragt' er: „Bist du vom Gehöft?"
„„Ja,"" sagte sie. — „O bleibe noch ... verzeih ...
Wie heißt du?" — „„Käthchen."" — „Seltsam wäre Das ...
Wie ferner?" — „„Willows."" — „Nein!" — „„Doch heiß ich so."" —
„Fürwahr!" und hiebei schaut' er so verwirrt,
Daß Käthchen lachte und erröthete,
Bis selbst er lachte, doch wie Einer, eh'
Aus sonderbarem Traumbild er erwacht.
Dann, sie betrachtend, sprach er: „Allzu schön,
Zu frisch und schön und glücklich bist du, Kind,
Im hellsten Frühling dieser trüben Welt,
Um hier als Geist von Einer umzugehn,
Die einst — wohl zwanzig Jahre sind es her —
Auf diesen Feldern deinen Namen trug."

„„So wisst Ihr nicht, dass wir zurückgekehrt,““
Sprach Käthchen, „„und den alten Hof gekauft?
Gleich' ich ihr so? Man sagt' es auf dem Schiff.
Herr, wenn in England meine Mutter einst
Ihr kanntet, wie es scheint — zu jener Zeit,
Von der sie stets am liebsten spricht — so kommt!
Mein Bruder James ist in dem Erntefeld;
Doch sie — willkommen seid Ihr — tretet ein!““

Die Briefe.

Still auf dem Thurm die Fahne stund,
Die Luft war finster, dumpf und schwer;
Ich schaute durch das Gitterrund,
Und sah den Altar kalt und leer.
An meinem Fuſs ein Bleigewicht,
In meinem Haupt ein brennend Weh: —
„Altar, mein Jawort hörst du nicht,
Eh' sich begegnen Stern und See!"

Ich summt' ein bittres Lied, das schlimm
Verhöhnte, was da gut und groß;
Dann sahn wir uns in Zorn und Grimm,
Sahn uns, doch schien's ein Abschied bloß.
Kalt war mein Gruſs und schnöde gar,
Und sie, matt lächelnd, reglos blieb;
Doch halb bewuſstlos nahm ich wahr:
Sie trug die Farben, die mir lieb.

Halb seufzend langte sie herab
Den Schrein mit schmucker Silberzier,
Und mit gepreßter Lippe gab
Sie stolz zurück die Briefe mir;
Die Perlen auch, den Ring der Braut,
Den ich als Liebespfand verlieh —
Auf todten Kindes Sächlein schaut
Ein Vater wohl, wie ich auf die!

Wie rings mich Lügenwerk umdroht,
Vernahm ich von ihr zürnend dort;
Sie sprach, als sei ihr Lieben todt,
Doch Feuer glüht' in meinem Wort.
„Nichts mehr von Lieb'! Ihr führt uns an —
Nie sollt ihr fürder blind mich schaun!
Ich traue künftig nur dem Mann,
Dem Weibe darf man nicht vertraun!

„Verleumdung, Trug, der schnell zerstiebt,
(Der schlimmste noch ist Weibertrug!)
Und du, die einst ich so geliebt,
Sind schuld an meines Lebens Fluch!"
Ich sprach mit Seele, Kraft und Gluth,
Das Herz mit Angst erfüllt' ich ihr — —
Wie von dem Berg des Gießbachs Fluth,
Uns in die Arme stürzten wir!

Dann schied ich. Blinkend lugten vor
Die Stern' aus duftdurchwebtem Blau.
Leis rauschte um den Belfriedchor
Der Wind am alten Kirchenbau.
Zu lächeln schien das Grab sogar,
So frisch drauf blühten Gras und Mohn;
„Da kommt," so sprach ich, „tief und klar
Ein Klang von Hochzeitsglocken schon."

Charles Mackay.

Nicht originell, aber beliebt als Liederdichter, dessen Werke sich in England einer großen Popularität erfreuen und besonders zur musikalischen Komposition geeignet sind. Sein erzählendes Gedicht „Salamandrine“ ist vorzüglich reich an lyrischen Schönheiten.

Tubalkain.

Ein mächtiger Mann war Tubalkain
  Zur Zeit, da die Erde noch jung.
Bei des Feuers Schein in das Land hinein
  Erscholl seines Hammers Schwung;
Und hoch erhob er die nervige Hand,
  Auf das glühende Eisen gekehrt,
Daſs ein Regen von scharlachnen Funken stob,
  Als er schmiedete Lanz' und Schwert.
Und er sang: „Hurrah für das Werk meiner Hand,
  Hurrah für das Schwert und den Speer!
Hurrah für den Arm, der sie rüstig schwingt,
  Denn des Erdballs Herrscher wird er!“

Es kam gar Mancher zu Tubalkain
  Bei der Esse lodernden Strahl;
Und Jeder erbat, der dem Starken genaht,
  Eine Klinge von schneidigem Stahl.

Und er schuf ihnen Waffen, scharf und stark,
Dass sie jauchzten mit freudigem Schrei,
Und ihm Gaben schenkten an Perlen und Gold
Und des Weidwerks Beute dabei.
Und sie sangen: „Hurrah für Tubalkain,
Der mit Kraft uns rüstete all'!
Hurrah für den Schmied, hurrah für die Gluth,
Und hurrah für das lichte Metall!"

Doch ein plötzlicher Wechsel kam über sein Herz,
Eh' dem Meer entstiegen die Nacht,
Und Tubalkain erkannte mit Pein
Das Unheil, das er vollbracht.
Er sah, dass die Menschen mit Hass und Wuth
Bekriegten ihr eignes Geschlecht,
Dass geröthet die Fluth und das Land von dem Blut,
Vergossen in wildem Gefecht.
Und er sprach: „O Leid, dass ich jemals schuf,
Dass je meine Kunst ersann
Die Lanz' und das Schwert für ein blindes Volk,
Das Freud' am Morde gewann!"

Und manchen der Tage saß Tubalkain,
Von dumpfer Trauer verzehrt;
Er verwünschte mit Schmerz das leuchtende Erz,
Und nimmer rauchte sein Herd.

Doch endlich sprang er voll Lust empor,
  Und den Mund ein Lächeln umflog;
Zur Arbeit entblößt' er den braunen Arm,
  Und die Flammen prasselten hoch.
Und er sang: „Hurrah für das Werk meiner Hand!“
  Roth sprühte der Funken Flug;
„Nicht ein Schwert allein soll das Eisen sein!“
  Und er formte den ersten Pflug.

Und die Menschen reichten, vom Streit bekehrt,
  Einander freundlich die Hand.
Sie hängten das Schwert und die Lanz' an den Herd,
  Und pflügten das willige Land,
Und sangen: „Hurrah für Tubalkain,
  Der Segen und Heil uns beschied!
Und für die Pflugschar und den Pflug
  Hoch preis' ihn unser Lied!
Doch wenn ein Zwingherr je auf uns
  Die blutige Geißel kehrt:
Wie sehr wir danken für den Pflug,
  Vergessen wir nicht das Schwert!“

Eine Antwort.

Was du thun sollst, damit fern
Übers Grab dein Ruhm erklingt,
Und dein Nam', ein heller Stern,
Durch der Jahre Dunkel dringt?

Fest ergreife nur den Geist
Deiner Zeit, ermiß ihn ganz,
Blick ihm in die Augen dreist,
Stärke dich an ihrem Glanz!

Ehe laut sein Reden wird,
Künde du sein Wort zuvor;
Deutlich, klar und unbeirrt
Flüstr' es in des Volkes Ohr!

Denke, was der Zeitgeist denkt,
Fühle, was sein Herz erfüllt,
Trink am Quell, der ihn getränkt,
Sprich es aus, was er enthüllt!

Und was auch dein Geist erschafft,
Sei's auf Leinwand, sei's in Stein,
Dichtung oder Wissenschaft,
Mag's ein schlichtes Lied nur sein;

Oder ob ins Land hinaus
Wie ein Blitz dein Reden schnellt: —
Sprich dein ganzes Denken aus,
Und dein Eigen wird die Welt!

Zu Anfang klein — am Ende groß.

Ein Wandrer streute Eicheln aus
An staub'gen Weges Saum,
Und eine keimt' und sprosst' empor,
Und ward ein starker Baum.
In seinem Schatten Abends sprach
Die Lieb' ihr flüsternd Wort;
Es kam der Greis und sonnte sich
Im Strahl des Mittags dort.
Eichkätzchen spielt' auf seinem Ast,
Süß scholl der Vöglein Sang —
Zu Ruhm und Segen stand er da
Wohl ein Jahrhundert lang!

Ein kleiner Quell verlor sich fast
Inmitten Gras und Kraut;
Ein Fremdling, der vorüberging,
Hat klug ihn eingestaut.
Ein Brünnlein höhlt' er aus und hängt'
Ein Becherchen dabei —
Er dachte einzig, daß ein Trunk
Erwünscht dem Müden sei.
Dann schritt er fort — und sieh, der Quell
Versiegte nimmerdar;
Viel' Tausend tränkt' er, und erhielt
Das Leben Einem gar!

Ein Träumer sprach Gedanken aus,
Alt, aber dennoch neu —
Es waren schlichte Phantasien,
Doch stark und wahrheitstreu.
Ein hoher Geist empfing ihr Licht,
Und seht, in stolzer Pracht
Zur Lebensfackel glüht' es auf,
Zum Leuchtthurm in der Nacht!
Klein der Gedanke — groß sein Werk;
Ein Feuer, hell und hoch,
Verstrahlt' es weithin seinen Glanz,
Und blinkt uns heute noch!

Ein namenloser Mann durchschritt
Des Alltagsmarktes Wust;
Ein Wort der Lieb' und Hoffnung glitt
Achtlos aus seiner Brust;
Ein Flüstern nur im Lärm, ein Hauch,
Den er den Winden bot —
Doch einen Bruder, seht, entriß
Dem Staub es und dem Tod.
O Keim! O Quell! O Liebeswort!
Gedanke, absichtlos!
Ihr waret klein zu Anfang nur,
Und doch am Ende groß!

Der Wächter auf dem Thurme.

Was siehst du auf dem Thurm, o Wächtersmann?
Bricht des ersehnten Tages Morgen an?
Künd uns die Zeichen, streck empor die Hand,
Wenn bleich das Frühroth dämmert über Land!

„Hell sind die Sterne über mir — noch nicht
Erblasst ihr Schimmer vor der Sonne Licht.
Doch an dem Saum des Horizontes schwebt
Ein falber Streif, wie wenn der Tag sich hebt.“

Schau wieder von dem Thurm, o Wächtersmann!
Das Volk erwacht aus trüber Nächte Bann;
Lang war das Dunkel — sprich, dass endlich graut
Der Glanz des Tages, dem ihr Hoffen traut!

„Von Morgennebeln ist mein Blick umhüllt,
Doch ferner Glast die Hügel rings erfüllt.
Zu wachsen scheint er, wo mein Auge schweift,
Doch Sterne blinken, und der Nachtwind pfeift.“

Und ist das Alles? Nein, o Wächtersmann,
Schau wieder fort — die Stunde rückt heran!
Siehst du die Berge nicht, mit Schnee bedeckt,
Und grüne Wälder drunten hingestreckt?

„Ich schau' sie nicht — ein Nebel hüllt sie ein,
Doch mählich steigt empor des Tages Schein.
Die Wolken fliehn vor seinem ros'gen Pfad,
Die Sterne werden bleich. Der Morgen naht!"

Dank sei dir, auf dem Thurm, o Wächtersmann;
Doch wieder blicke fort, und künd uns an,
Was du erschaust. Ach, Mancher wohl verdirbt
Noch vor dem Tag — gieb Trost ihm, eh' er stirbt!

„Ich seh' die Hügel nun; des Hahnes Lied
Prophetisch auch zu mir herüberzieht.
Kornfelder schau' ich, Berge weiß von Schnee,
Und in dem Licht des Morgens glänzt die See."

Sprich weiter auf dem Thurm, o Wächtersmann —
Wir dürsten nach dem Tag, und flehn heran
Sein goldnes Licht. O sag uns, wird es sein
Ein Tag voll Freiheit, Glück und Sonnenschein?

„Ich hoff' es, aber weiß es nicht. Ein Lied
Vernehm' ich, das melodisch aufwärts zieht
Und wie der Lerche Tagverkündungssang
Die Luft erfüllt mit seinem Friedensklang."

Was singt es, auf dem Thurm, o Wächtersmann?
Ist's ein Prophetenwort? O, sagt es an
Des Lichtes Sieg? Ist seiner Töne Macht
Erfüllt in Wahrheit von der Zukunft Pracht?

„Prophetisch klingt es — ja! Es spricht sein Hall
Von einem Tag des Friedens für das All —
Nicht frei von Stürmen zwar, noch wolkenlos,
Doch sonnig meist, und herrlich, schön und groß!"

Dank sei dir, auf dem Thurm, o Wächtersmann,
Für deine Kunde! Singt es, dass verrann
Die Zeit des Irrthums, dass die Wahrheit siegt,
Und dass dem Recht das Unrecht bald erliegt?

„Es singt von Freude, Glück und Bruderschaft,
Von Tagen, wo erstorben Krieg und Haft,
Wo Zorn und Hass zerstieben, und den Geist
Zum Licht empor die starke Schwinge reißt."

Heil, Heil dir, auf dem Thurm, o Wächtersmann!
Ist da die Stunde? bricht der Morgen an?
Noch einmal sprich — wir harren! — einmal nur:
Strömt schon das Licht hernieder auf die Flur?

„Es strömt heran — es naht — der Nebel flieht —
Ein ros'ger Schein empor am Himmel zieht;
Der Berge Zinken glühn, es dampft der Hag —
Noch dunkel ist die Flur, doch nah der Tag!"

William der Eroberer.

König William sah die Schätze
Seines Reichs vor sich entrollt:
Diamanten und Rubinen,
Perlen und gemünztes Gold.
Traurig schaut' er auf sie nieder,
Glitzernd in der Sonne Schein;
Seufzend sprach er: „Arme Schätze,
Nur durch Müh' und Sorgen mein!
Reich und glücklich preist mich Jeder
Ob des Loses, das mich traf —
Ach, ich gäb' euch tausendfältig
Hin für eines Kindes Schlaf!"

König William hoch vom Thurme
Hörte der Drommeten Klang,
Sah die rothen Banner flattern
In der Heeresmassen Drang;
Sah die Waffen lustig blitzen
Seiner Mannen nah und fern;
Und er seufzt': „O Heergeschwader,
Höre deinen armen Herrn!
Mir gehorchen deine Führer,
Deine Krieger, schlachtgebräunt —
Deine Pracht und Stärke gäb' ich,
Ach, wie gern für einen Freund!"

König William stand zu Windsor,
  Sah vom Schloss hinab zu Thal
Über seine weiten Lande,
  Schimmernd in des Morgens Strahl;
Schaute zu dem stillen Strome,
  Zu dem freien Bergeswald,
Und er seufzt': „O schönes England,
  Von des Meeres Lied umhallt,
Du bist mein — doch gern verschenkt' ich
  Dich, und wollte glücklich sein,
Tauscht' ich nur ein Bauergärtchen
  Und ein rein Gewissen ein!"

Der verlorene Tag.

Lebwohl, verlorner Tag!
Ach, nutzlos vor mir lag
Dein lockend goldner Schimmer!
Du bist vertaucht,
In Nacht verhaucht
Auf immer nun, auf immer!
Es fällt das Blatt vom Baum,
Im Glas verrinnt der Sand,
Und in des Ew'gen finstern Raum
Dein flücht'ger Gruß entschwand.

Dein Tod erst lehrte mich,
Dass mir ein Freund erblich.
Jetzt ruf' ich dich vergebens!
Dahin mein Glück —
Nie kehrt zurück
Der Reichthum deines Lebens!

Die Reue kommt zu spät;
  Anbricht ein junger Tag.
O, dass ich, eh' sein Licht vergeht,
  Ihn besser nützen mag!

Geburt und Tod der Zeit,
O Wunder, lichtgeweiht!
  Stets aus des Meers Bewegung
    Die Welle rollt,
    Lacht oder tollt,
  Und stirbt an ihrer Regung.
Ans Ufer wogt sie schwer,
  Zerbricht mit leisem Hall —
Dann rauscht die nächste schon einher
  Mit ewig gleichem Fall.

Ein Wechsel, stets sich treu,
Ein Flackern, ewig neu,
  Ein Leben, todentsprungen;
    Ein flücht'ger Kuss,
    Ein Liebesgruß,
  Kaum nah, und schon verklungen!
Zeuch in die Ewigkeit,
  O Tag, in Schuld verbracht!
Schon hebt sich aus dem Meer der Zeit
  Des jungen Tages Pracht!

Erschein, erschein, o Heut!
Ich habe schwer bereut
Mein Thun vor deinem Throne!
Du neuer Held
Und Herr der Welt,
Des Siegers harrt die Krone!
Entstammt des „Gestern" Schoß,
Wirst du der Vater sein
Des „Morgen" ... Gleich ist unser Loos:
Dein ist die Welt — und mein!

Thränen.

O ihr Thränen! o ihr Thränen,
lang' erstarrt in frost'gem Weh,
Seid willkommen meinem Herzen,
thauend, thauend wie der Schnee;
Schon erweicht die Scholle sich,
und Schneeglöckchen lugt hervor,
Und der Heilung Quelle rieselt,
und es singt der Vögel Chor.

O ihr Thränen! o ihr Thränen,
fröhlich bin ich, daß ihr fallt;
Ob ihr auch im Dunkel fließet,
glänzen sollt im Licht ihr bald.
Kann der Friedensbogen scheinen,
wenn der Regen nimmer fällt?
Ist ein Aug', das niemals weint,
nicht das trübste Aug' der Welt?

O ihr Thränen! o ihr Thränen,
als mir eure Fluth gebrach,
War voll Selbstsucht meine Sorge,
war ich thöricht, war ich schwach.

Ihr gabt mir die Kraft zu siegen
frei und kühn, mit frischem Muth;
Daſs ein Mensch ich bin, empfind' ich
durch des Mitgefühles Gluth.

O ihr Thränen! o ihr Thränen,
ihr enthebt mich meiner Pein;
Wieder einmal ward geschlagen
meines Stolzes kahl Gestein.
Gleich dem Fels, den Moses einst
schlug in Horeb's glühndem Sand,
Spendet er sein fließend Wasser,
Heil und Segen allem Land.

Licht erglänzt auf meinem Pfade,
mir im Herzen Sonnenschein!
Meines Lebens Blatt und Frucht
soll nicht gänzlich dürre sein.
Blüth' und Frische gebt ihr wieder,
Jugendkraft und Jugendmuth —
O ihr Thränen! o ihr Thränen,
habet Dank für eure Fluth!

Glückliche Liebe.

Seit ich die süße Kunde weiß,
Daſs mich mein Liebchen liebt,
Strahlt rings von Glück der Erdenkreis,
Den Rosenlicht umgiebt.
Die Wälder scheinen grüner nun,
Die Lüfte reiner blau,
Die Sterne heller, und die Fluhn
Beglänzt von lichtrem Thau.
Ich war ein Kind, bis ich geliebt,
Und scherzte auf dem Sand;
Nun dehnt sich vor mir aus das Meer
Und all sein herrlich Land.

In Erd' und Himmel darf ich sehn,
Was dort an Wundern blinkt;
Ihr Räthsel tracht' ich zu verstehn,
Und schau — die Lösung winkt!
Im Walde predigt jeder Ast
Und jedes Blatt von Lust;
Es bringt der Abendwolken Glast
Ein Eden meiner Brust.

Vertraute mir und Tröster sind
  Der Fluss, der Berg, das Thal,
Und Sonn' und Stern' und Himmelsblau,
  Was lebt und webt zumal.

O sanfte Luft, geschwätz'ger Wald,
  O freundlich liebe Höhn!
O sangdurchtönter Aufenthalt: —
  Ich weiß, mein Lieb ist schön!
Ich weiß, dass schön sie ist und treu,
  Und dass sie euch erfüllt
Mit jenem Zauber, ewig neu,
  In den mein Geist euch hüllt.
An meines Herzens Wehr zerbricht,
  Wie Rohr, der Schmerzen Pfeil —
Heil ist's zu lieben, doch geliebt
  Zu werden doppelt Heil!

William Makepeace Thackeray.

Geboren zu Kalkutta im Jahre 1811, ward er Behufs einer guten Erziehung nach England geschickt, verließ nach dem Tode seines Vaters die Universität Cambridge, zehrte im Strudel der Londoner Welt schnell das ihm zugefallene Erbtheil auf, wollte sich dann in Paris anfänglich zum Maler ausbilden, wandte sich aber nach seiner Rückkehr in die Heimat ausschließlich der Schriftstellerlaufbahn zu, und ist neben Ch. Dickens unbestreitbar der erste aller jetzt lebenden Humoristen.

Das Testament des Königs von Brentford.

Der König von Brentford war krank und bei Jahren,
Da kamen herbei die Doktoren gefahren,
Mit Salben und Pulvern, von nah und von fern,
Zu helfen dem König, dem gnädigen Herrn.

Er musste Latwergen und Pillen verschlucken,
Man ließ ihm zur Ader — er durfte nicht mucken.
„'s ist Alles vergeblich!“ so sprach er am End',
„Drum lasst mich diktieren mein letzt Testament.“

Bald kam der Notar mit Papier und mit Feder;
Ein Wink — und mit Ehrfurcht entfernte sich Jeder.
„„Herr König,““ sprach Jener, „„was steht zu Befehl?““
Der König erwidert': „Ich mach' Euch kein Hehl,

„Trotz Pulvern und Pillen, jetzt geht es ans Sterben.
Zwei Kinder nur hab' ich, Ihr wisst es, zu Erben.
Groß ist meine Herrschaft, gefüllt meine Truh',
Viel' Schätze drum fallen den Beiden wohl zu.

„Prinz Thomas, der Ältste, ist nüchternen Sinnes,
Und seit er die Windeln befleckte (ich bin es
Ihm schuldig zu sagen), hat immer bis heut
Papa und Mama sein Gehorsam erfreut.

„Nie hat in der Schul' ihn der Lehrer geprügelt,
Und ward er von Jüngern auch oft überflügelt,
So lernt' er doch leidlich, was eben ihm noth
Fürs praktische Leben und tägliche Brot.

„Vom Wechsel alljährlich ein Drittheil zu sparen
Verstand er, und lange die Hosen zu wahren;
Nie stak er in Schulden, war niemals bezecht,
Hat nie sich vermessner Gedanken erfrecht.

„Wie sehr ist Prinz Alfred von anderem Schlage!
War Thomas wohl je in so kläglicher Lage,
Von Freunden zu borgen bald hie und bald da,
Wie Alfred, dem Solches wohl zehnmal geschah?

„Wenn Thomas sich ernster Beschäft'gung ergeben,
Verträumt mit der Muse Prinz Alfred sein Leben;
Wenn Thomas die Bank und den Wechsler besucht,
Nimmt Alfred zum Pfandhaus und Juden die Flucht.

„Wie hast an den Kindern du ungleich gehandelt,
In Trug deine Gaben, o Schicksal, verwandelt,
Das Einem die nüchterne Seele verlieh,
Und drauf mir den Andern gemacht zum Genie!" —

„„Ihr werdet ihn,"" sagte der Mann von der Feder,
„„Mit Wen'gem bedenken, das billigt wohl Jeder."" —
„Dem Einen und Andern, wie Jeder es treibt!"
Versetzte der König. „Gebt Acht nun und schreibt!"

Es wurde sein Wille diktiert und besiegelt,
In dreifach geschlossenem Schranke verriegelt.
Dann legte der König zum Schlaf sich aufs Ohr;
Drei Tage — da trug man hinaus ihn zum Thor.

Voran im Gefolge ging Thomas, der Gute,
In schwarzen Gewändern, das Florband am Hute;
  Er barg in dem Schnupftuch sein feistes Gesicht —
  Die ernsteste Eule war ernsthafter nicht.

Unsicheren Ganges schritt Alfred, der Arme,
So bitterlich weinend, dass Gott sich erbarme.
  Und als sie den Alten zum friedlichen Port
  In Frieden bestattet, nahm Thomas das Wort.

„„Ihr Herren,““ so sprach er, „„nun lasst mit Bedachte
Uns hören, was Vater uns Beiden vermachte.
  Euch hat er gerufen, mein werther Notar,
  Drum macht uns den Willen des Seligen klar!““

Es putzt der Notar sich die Gläser der Brille;
Ein Räuspern (Prinz Alfred war schweigsam und stille,
  Tom rieb sich die Hände — war Alles doch klar!);
  Mit sicherer Stimme beginnt der Notar:

„Mein Sohn! Im Begriff, aus dem Leben zu scheiden,
Macht Alfred mir bittere Sorgen und Leiden;
  Nicht also du, Thomas! denn nimmer bist du
  Gewichen vom Pfade der Ordnung und Ruh'.

„Ein Schwärmer ist Alfred — sein denk' ich mit Schmerzen;
Du plagst dich und plackst dich — glückauf dir von Herzen!"
(„„Da hörst du es,"" flüstert der Ältere sacht,
„„Was Vater im Grund von uns Beiden gedacht."")

„So klein auch dein Gut: du verstandest zu sparen,
Drum wird dein Besitz auch Vermehrung erfahren."
(Bei dieser Verheißung berieselte dicht
Ein Schauer von Thränen Prinz Thomas' Gesicht.)

„Der Has' und der Igel, mein Thomas, begannen
Den Wettlauf — wie stürmte der Hase von dannen!
Wohl war er der Schnellste; doch weißt du, das Feld
Behauptet' der Igel. So geht's in der Welt.

„Ein lustiger Tanz ist für Alfred das Leben,
Du mühst dich, bedächtig die Beine zu heben.
Was Blumen und Früchte? dein trampelnder Schritt
Hat nimmer gefragt, ob er beide zertritt.

„Der Genius säumt bei den Blumen im Wandern,
Er neigt sich mit Grüßen von einer zur andern.
Ist's Morgen, ist's Mittag? er weiß es oft nicht,
Er schlummert im Schatten, er sonnt sich im Licht.

„Wohl strahlen dir nimmer, wie Alfred, die Augen,
Mein Thomas! doch mögen vortrefflich sie taugen,
Die blinzelnden, kleinen, mit sicherem Spähn
Drei Schritt' deinen Weg vor der Nase zu sehn.

„Drum danke dem Himmel mit frommem Behagen,
Daſs er dir den Schädel mit Brettern verschlagen;
Die Dummen sind mächtig, die Weisen nicht klug —
O segne den Gott, der mit Blindheit dich schlug!

„Besaß ich viel' Länder und Gold auch im Leben,
Mehr hat die Natur dir, mein Thomas, gegeben:
Ein frostiges Herz und ein dumpfes Gehirn,
Und dick wie ein Blechschild die eherne Stirn.

„Was Trauer und Sorge? Du wirst sie nicht spüren;
Die Klage der Andern, sie wird dich nicht rühren.
Nur vorwärts! denn offen (du bebst nicht zurück!)
Steht jeglicher Pfad dir zu Reichthum und Glück.

„Durch thörichten Leichtsinn hat Alfred gefehlet,
Du aber, ein Geizhals, dein Gold nur gezählet."
(„„Wahrhaftig,"" sprach Alfred, „„Papa ist gerecht,
Wenn just auch nicht höflich. Sein Spruch ist nicht schlecht."")

„Dir kann ich, o Thomas, voll Ruhe vertrauen,
Doch nimmer auf Alfred den Träumenden, bauen.
Drum hab' über Häuser und Gärten und Land
Und Silber und Gold ich, wie folgend, erkannt:

„Was je ich zu eigen besessen im Leben,
Dir sei es, mein Thomas, alleine gegeben" —
(„„Wie, Alles?"" sprach Alfred. „„Nun, billig genug!
Ich hätt' es verschwendet, und Thomas ist klug."")

„Dir sei es, mein Thomas, alleine gegeben,
Es redlich durch Arbeit zu mehren und heben,
Und Felder und Gelder in Näh' und in Fern'
Getreu zu verwalten für Alfred, den Herrn."

Wie bebte Prinz Thomas vor Wuth und Erstaunen!
Wie gab's in dem Saale ein Zischeln und Raunen!
Und denkt euch vor Allem (ich mal' es euch nicht!)
Des ehrlichen Alfred verblüfftes Gesicht.

„„Unmöglich!"" so rief er. „„Ihr wollt mich belügen.
Lasst sehn mich die Schrift mit den theueren Zügen!
Wahrhaftig — der Name des Vaters ist hier!
Doch fürchte Nichts, Thomas! ich theile mit dir.""

„Die Theilung muſs leider, mein Prinz! unterbleiben,“
Versetzt der Notar, „denn es steht in dem Schreiben:
„Und weiter verfüg' ich, es werde beschert
An Thomas kein Pfennig, noch Pfenniges Werth!

„Es lagerten Säcke voll Gold ihm im Keller,
Doch sah ich ihn nimmer verleihn einen Heller;
Nie half er dem Bruder ... Was nützt ihm sein Geld,
Das keinen Genuſs ihm verschafft in der Welt?

„Mein Alfred versteht zu genießen das Leben,
Doch Thomas alleinzig nach Golde zu streben;
Sein Bruder verschwendet, ein Sammler ist er —
Sei Thomas der Hüter denn, Alfred der Herr!

„Alljährlich zum Lohn für getreues Verwalten
Mag Thomas zweitausend Dukaten erhalten,
Und Alfred genieße des Lebens Gewinn,
Des Vaters gedenkend, mit fröhlichem Sinn!“

So hatt' es der König, der gute, beschlossen.
Prinz Alfred hat lustig sein Leben genossen;
Prinz Thomas bewahrte und mehrte sein Geld,
Vom Vater zum Hüter der Schätze bestellt.

Der hat ihn mit Unrecht der Sünde geziehen,
Daſs nimmer sein Geld er an Andre verliehen;
An Jeglichen bis an sein seliges End'
Verlieh er's mit Freuden — zu dreißig Procent.

Viel Lieb' und Genuſs hat sich Alfred erworben,
Und als er, wie Alle, nach Jahren gestorben
(Ein Sausewind blieb er): da wurde es klar,
Daſs Thomas bei weitem der Reichere war.

Barry Cornwall.

Bryan Walter Procter, geboren 1790 in London, woselbst er als Rechtsanwalt lebt, ist unter obigem Schriftstellernamen besonders als socialistischer Dichter ehrenvoll bekannt.

Lied des Geächteten.

Geboren ward ich in Wintersnacht,
Zu Hohn und Spott auf die Welt gebracht
Von der Mutter, die Ehr' und Scham verdarb,
Mich hier mit Gelächter ließ und — starb;
Hier mich ließ mit des Lebens Fluch,
Zu wimmern und kämpfen in Lug und Trug,
An Nichts gefesselt, als Schand' und Pein,
Hörend Verachtung und Schimpf allein...
O, würd' ich noch einmal geborn
Mit doppelter Kraft an Haß und Zorn!

Geboren ward ich mit rauhem Stoß,
Durch den Schlag des Vaters ans Licht befreit,
Ins Leben gesprengt, wie der Felskoloß
Gesprengt sein röthliches Feuer speit.
Mein Vater war kalt; doch mein dunkles Blut
Jagte kreisend in Fiebergluth,

Rann durch die Adern mit wildem Lauf,
Flammt' im Verdammten zur Rache auf,
Rüstig, zu zahlen ohn' Unterlass
Hohn für Hohn und Hass für Hass!

Sie stießen mich aus zu Hunger und Noth —
Einen Hund, dem Keiner das Futter bot!
Kein Mahl, kein Herd, kein Heimatsort...
Sie hießen mich gehn zu Raub und Mord!
Was Wunder, hätt' ich in Waldesnacht
Den reichen Schacherer umgebracht!
Doch nein, ich focht auf dem freien Meer,
Mein Leben wog wie die Beute schwer;
Ein tapfrer Pirat in Fahr und Noth,
Gab stets ich auf Einen Schlag — den Tod!

Das Lebewohl der Verbrecher.

Es rudert ein Schiff hinaus ins Meer,
Von armen Seelen voll und schwer;
Ihr Kleid ist rauh, ihr Haar geschorn,
Und jedes Gesicht, beschmutzt, verlorn,
Ist voll von Sorge, von Haſs und Zorn.
Was ist's? — Es ist das Verbrecherboot,
Das, von der Wogen Geheul umdroht,
Zu fernem Ufer mit träger Rast
Hinüberführt die verruchte Last.
Die Männer knirschen, doch das Meer
— Sklaven und Freien dasselbe Gefähr —
Tanzt im Spiele darunter her.

Lang und schläfrig ist die Fahrt;
Die Rudersleute sind fest und hart,
Ihr grollendes Auge sieht
Auf Einen, der mit der Kette klingt,
Die Pein zu bergen, und trotzig singt
Ein bitter verbanntes Lied.
Er singt, und alle Genossen der Pein
Fallen im Chore düster ein:

„Rudert weit uns weg vom Strand
  Bei der Möwe Schrei,
Bis versinkt das Vaterland,
  Und dann — sind wir frei!
Rudert fort, und löst die Ketten —
  Hoiho! nun Schlag um Schlag!
Mag der Teufel den Henker betten,
  Und hurrah für den bessern Tag!“

Chor:

Rudert schnell! Schnell vom Ort!
Aus nun Spruch und Richterwort!
Hier ein Pfiff den Quälern, die uns hassen,
Und ein Fluch für Alles, das wir verlassen!

„Lebtwohl, Richter, — Büttel, — Freund,
  (Verräther dem Kumpan!)
Die blut'ge Haft, die uns umzäunt,
  Hier ist sie abgethan!
Lebwohl, England! wir vermeiden
  Deiner Fessel Band;
Unsern Segen empfang' im Scheiden:
  Einen Fluch für deinen Strand!

„Lebwohl, England, — Amme du —
All unsrer Sünd' und Noth!
Was gilt dir des Siegers Ruh,
Was des Schurken Fluch und Tod?
Mord und Hunger schleichen
Durch deiner Städte Raum;
Klang und Lied gönnst du dem Reichen,
Und dem Andern ein Lächeln kaum!

„Lebwohl, England, — milder Grund,
Wo vom Morgen bis zur Nacht
Der Arme schafft zu jeder Stund'
Für des Stolzen stolze Pracht;
Wo, der sich sonnt im Lotterthume,
Dem Fleiß das Brot verwehrt,
Wo Keinem, selbst an Schmach und Ruhme,
Das rechte Loos beschert!

„So lebewohl, du theurer Strand,
Und nimm ein letzt Ade:
Sei nimmer frei dein grünes Land
Von Zehntem, Tax' und Weh!
Mag, wer da pflügt die dunkeln Schollen,
Für andre Schnitter säen;
Der Bruder mag dem Bruder grollen,
Der Freund den Freund verschmähn!

„Sei Straf' und Formel stets erneut,
  Wo Gold den Richter lenkt,
Daß, wer da denkt, sein Denken scheut,
  Wer arm, sein Antlitz senkt!
Mag stets das Recht der Willkür weichen,
  Das Herz dem Haupt voll Trug,
Und der Heil'ge so dem Sünder gleichen,
  Daß sie Keiner kennt vor Lug!

„Mag der Käufer murren, wenn theuer das Brot,
  Und der Bauer, wenn niedrig der Preis;
Mehr lerne das Kind der Sorg' und Noth,
  Als der adlige Schlemmer weiß!
Sei das Wetter frostig und feucht euren Kranken,
  Euren Schächern zu kurz der Hals;
Und nie stunden die blutigen Herrscher der Banken
  Die Zeit euch des Wechselverfalls!

„Und so — von Hunger bleich, verdorrt,
  Verderben in Herz und Haupt,
Mit feilem Gericht, der Gesetze Hort,
  Das nur dem Golde noch glaubt, —
Lebtwohl, Alt-Englands Weh und Qual,
  Du Volk, das sich selber zerfleischt!
Und fehle dir nie, ob auch fehlt das Mahl,
  Ein Pfaff, der den Zehnten heischt!"

Der Prophet.

Der Tag brach an. Ein Morgen stieg herauf,
Ein mächtig Jahr,
Das, sonnig mild in seinem Segenslauf,
Ein Kind gebar.

Die Zeit entfloh. Der Liebe Feuer sang
In seiner Brust;
Und kühnes Denken seinem Hirn entsprang,
Und Wahrheitslust.

Die Zeit entfloh. Von Dichterherrlichkeit
Sein Auge spricht.
Und Muth und Kraft beseelen ihn zum Streit
Für Recht und Licht.

Die Zeit entfloh. In seinem Herzen schwoll
Der Weisheit Quell.
Ein Seher, sprach er — doch sein Wort verscholl
Im Winde schnell.

Er sprach. Die blöde Menge trieb ihn fort
Mit Spott und Hohn;
Allein die Zukunft ahnte seinem Wort
Erfüllung schon.

Er starb. Geschlecht erblühte um Geschlecht,
Und ging und kam.
Jahr floh um Jahr. Kein Ohr, kein Auge recht
Sein Lied vernahm.

Ihr trauert? — Nicht vergebens ist sein Herz
Im Kampf verloht;
Hoffnung und Lieb' ist werth des Lebens Schmerz,
Ist werth den Tod.

Und nun, da sich die Menschheit regt und fern
Ihr Wandeln zieht,
Schaut Mancher schon wie einen Hoffnungsstern
Und prüft — sein Lied.

Den Klängen lauscht er. Lauschend spürt er so
Den ehrnen Tritt
Des Menschheitkampfes, wie er kam und floh,
Und horcht dem Schritt

Der Weltgeschichte. Nacht- und blutumhüllt
Zieht hin das Lied,
Bis einst, wenn sich die letzte That erfüllt,
Sein Glanz entflieht.

Berichtigungen.

Seite 29, Zeile 4 von oben, statt of lies off
„ 75, „ 5 von unten, statt des : setze ein !
„ 99, „ 4 von unten, statt geschehen lies geschehn
„ 113, „ 5 von oben, statt Gruſs lies Gruß
„ 143, „ 7 von unten, statt lächelt lies lächle
„ 163, „ 2 von oben, statt 1877 lies 1788.
„ 176, „ 4 von unten, tilge das mittlere hallend
„ 226, „ 4 von unten, statt Gruſs lies Gruß

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

A. Strodtmann, Gedichte. Leipzig 1857. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

— — **Rohana.** Ein Liebesleben in der Wildnis. Hamburg 1857. 18 Sgr.

— — **Ein Hoheslied der Liebe.** Hamburg 1858. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

— — **Lothar** Zeitarabesken. Philadelphia 1853. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

— — **Lieder der Nacht.** Bonn 1850. 1 Thlr.

— — **Lieder eines Kriegsgefangenen** auf der „Dronning Maria." Hamburg 1848. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

— — **Heinrich Heine's Wirken und Streben,** dargestellt an seinen Werken. Hamburg 1857. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

— — **Gottfried Kinkel.** Wahrheit ohne Dichtung. Biographisches Skizzenbuch. 2 Bde. Hamburg 1851. 3 Thlr.

Wien Druck von Jacob & Holzhausen.